

recke:*in*

Das Magazin der Graf Recke Stiftung



Ambulantisierung –
der Weg zur Teilhabe
und Inklusion?

Inhalt

Stiftung

- 4 **kreuz & quer**
- 28 **Seitenblick! Was machen Sie eigentlich, wenn Sie nicht im Dienst sind?**
- 43 **Die naive Frage: Ambulant vor stationär ist nicht auf alles die Antwort**
- 44 **recke:rückblick**

Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik

- 6 Das Leben im BeWo meistern. BeWo aus Sicht einer Klientin
- 8 Ambulantisierung – ein Mehr an Inklusion und Teilhabe? Ein Rück- und Ausblick
- 11 Experten in eigener Sache. BeWo aus Sicht einer Mitarbeiterin
- 12 Was, wer, wie und warum? Ein Überblick übers BeWo im Sozialpsychiatrischen Verbund
- 14 „Besser als Psychotherapie“ – zur Wirksamkeit psychosozialer Hilfen aus Sicht der Adressaten
- 16 Für ein normales Leben. Hermann Spielhagen will vermitteln, was ihm selbst Spaß macht
- 18 Wie hilft Buchbinden bei der Alltagsbewältigung? Die Praxis für Ergotherapie in Stichworten
- 20 Ergotherapie als Beruf(ung) – Nadia Hoffmanns Beruf ist ihre Burn-Out-Prophylaxe
- 22 Willkommen im Sozialraum! Die Graf Recke Stiftung als Modellstandort der Diakonie
- 24 QM – im Kopf, nicht im Schrank
- 26 Ganz normal. Frank Friese ist mit 26 in seine erste eigene Wohnung gezogen

Erziehung & Bildung

- 30 **Ihr Engagement: Freenet unterstützt minderjährige Flüchtlinge**
- 32 **Da sein, wenn's brennt. Eine Zertifizierung wertet den Berufsstand Inklusionsbegleiter auf**
- 34 **Eine Kämpferin. Mitten im Leben – ist Tanja Abadi**
- 36 **Hier geblieben – ist Roland Stroemer**
- 38 **Frederiks Fortschritte. Ein Integrationskind in der Kita Sonnenblume in Mülheim**
- 40 **Was mir wirklich wichtig ist... auch weiterhin Zeit für die Jugendlichen haben!**

Wohnen & Pflege

- 41 **Der Spagat. recke:mobil unterstützt eine ambulante Wohngemeinschaft in Lichtenbroich**
- 42 **Einmal Seniorenheim und zurück. Vollstationär muss keine endgültige Entscheidung sein**

Wer wir sind und was wir tun

Die Graf Recke Stiftung ist eine der ältesten diakonischen Einrichtungen Deutschlands. 1822 gründete Graf von der Recke-Volmerstein ein »Rettungshaus« für Straßenkinder in Düsseldorf. Zur Kinder- und Jugendhilfe kamen die Behindertenhilfe (1986) und die Altenhilfe (1995) hinzu. Heute besteht die Stiftung aus den Geschäftsbereichen Graf Recke *Erziehung & Bildung*, Graf Recke *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* und Graf Recke *Wohnen & Pflege*. Ebenfalls zur Stiftung gehören das Seniorenheim Haus Berlin gGmbH in Neumünster und die Dienstleistungsgesellschaft DiFS GmbH.

Alle Informationen und aktuelle News aus der Graf Recke Stiftung finden Sie auf unserer Homepage:

-  www.graf-recke-stiftung.de
-  www.facebook.com/GrafReckeStiftung
-  www.xing.de/companies/GrafReckeStiftung

recke:in
Das Magazin der Graf Recke Stiftung
Ausgabe 1/2016

Herausgeber Vorstand der Graf Recke Stiftung
Einbrunger Straße 82, 40489 Düsseldorf

Redaktion Unternehmenskommunikation
der Graf Recke Stiftung, Dr. Roelf Bleeker

Konzeption & Layout
Claudia Ott, Nils-Hendrik Zündorf

Fotos Dirk Bannert, Dr. Roelf Bleeker, freenet AG, Dennis Fröhlen,
Achim Graf, Haus Berlin gGmbH, Petra Welzel, privat, Archiv

Produktion Zündorf Mediendienstleistungen, 2.500 Exemplare

Umweltschutz recke:in wird CO₂-neutral gedruckt.

 Die Graf Recke Stiftung ist Mitglied des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche im Rheinland e.V.



Dr. Wolfgang Nockelmann

Herausforderung und Vorfreude

Liebe Leserinnen und Leser,

mit Beginn dieses Jahres wurde mir das Amt des Präses des Kuratoriums der Graf Recke Stiftung anvertraut. Ich empfinde das als Ehre und Herausforderung und freue mich auf die Arbeit in diesem traditionsreichen diakonischen Unternehmen im Rheinland. Froh und dankbar bin ich darüber, dass ich von meinem Vorgänger, Herrn Dr. v. Dalwigk, der sein Amt unter nicht vergleichbaren, schwierigen Umständen angetreten hat, ein gut bestelltes Haus übernehmen kann und er mir für eine Übergangszeit mit Rat und Tat zur Seite stehen wird.

Wenn ich mir die Aufgaben der Stiftung vergegenwärtige, hilft ein Blick in ihre Satzung. Darin heißt es im Paragraphen 3 (»Stiftungszweck«): »Die Stiftung erfüllt ihre Aufgaben insbesondere durch Errichtung, Unterhaltung und den Betrieb von Einrichtungen zum Wohnen, zur Betreuung, zur Pflege und zur Behandlung von Menschen in leiblicher, seelischer oder sozialer Not sowie Einrichtungen zur Erziehung und Ausbildung. Sie kann auch teilstationäre und ambulante Dienstleistungen sowie sozialpädagogische, sozialpflegerische und sozialtherapeutische Leistungen erbringen.«

Aus diesen Sätzen lässt sich schon erahnen, wie diakonische Einrichtungen wie die Graf Recke Stiftung sich auf die Vielfalt von Hilfebedarfen als auch auf die Anforderungen von Gesellschaft,

Politik und Kostenträgern einstellen müssen. Die Errichtung und Unterhaltung und der Betrieb von Einrichtungen auf der einen Seite, teilstationäre und ambulante Leistungen auf der anderen Seite, das gehört schon eine ganze Weile zum Angebotsspektrum sozialer Unternehmen. Dabei geht es einerseits um die berechtigten Forderungen nach Inklusion und Teilhabe, andererseits aber vor allem immer darum, den angemessenen Hilfebedarf für die von uns betreuten Menschen zu klären und entsprechende Hilfen zu konzipieren. Diese Herausforderung, die nicht nur manchen Spagat, sondern manchmal so etwas wie die Quadratur des Kreises erfordert, ist Thema der aktuellen recke:in.

Den Anforderungen und Bedarfen zeitgemäßer Betreuung heute wie auch in Zukunft gerecht zu werden, ist unser Anspruch. Dazu bedarf es der täglichen fachlich hochqualifizierten und ebenso engagierten Arbeit aller unserer Mitarbeitenden, aber auch der Weiterentwicklung und Neukonzeption in neuen Projekten. Ich freue mich sehr, die Arbeit der Stiftung und die anstehenden Weiterentwicklungen künftig als Präses begleiten zu dürfen.

Gute und informative Unterhaltung beim Lesen wünscht Ihnen

Ihr

Neujahrsempfang mit Entpflichtung und Einführung



Der achte Neujahrsempfang in der Graf Recke Kirche stand im Zeichen des Wechsels an der Unternehmensspitze: Präses Dr. R. v. Dalwigk, fast acht Jahre Vorsitzender des Aufsichtsrates und Kuratoriums, ist zum Ende des letzten Jahres auf eigenen Wunsch aus dem Amt ausgeschieden. Dr. Wolfgang Nockelmann hat seine Nachfolge angetreten.

Der Neujahrsempfang der Graf Recke Stiftung bot in diesem Jahr den Rahmen für den Wechsel im Amt an der Stiftungsspitze. Dr. Wolfgang Nockelmann hatte das Amt bereits am 1. Januar von Dr. Reinhard v. Dalwigk übernommen. Dr. v. Dalwigk wird der Stiftung als Mitglied von Kuratorium und Aufsichtsrat erhalten bleiben. Der alte und der neue Präses wurden vom Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland, Manfred Rekowski, entpflichtet und eingeführt.

Darüber hinaus stand der Empfang im Zeichen des Jahresthemas 2016 der Graf Recke Stiftung: »Herzlich willkommen. Diakonische Impulse für ein soziales Miteinander«. Kerstin Griese, MdB und Vorsitzende des Ausschusses für Arbeit und Soziales des Bundestags sowie Mitglied des Kuratoriums der Graf Recke Stiftung, zeigte sich beeindruckt von der Willkommenskultur der Mitarbeitenden in den verschiedenen Einrichtungen und dankte ausdrücklich dafür, dass die Graf Recke Stiftung Menschen willkommen heiße und in die Mitte der Gesellschaft hole. Musikalisch begleitet wurde die Veranstaltung von Ayumi Paul und Ben Kim. // Lesen Sie hier den theologischen Impuls zum Neujahrsempfang von Pfarrer Falk Schöller, Theologischer Vorstand:

www.graf-recke-stiftung.de/theologischer_impuls_nje16



Abschied von Reinhard Pantke

In der *recke:in* 4/2015 hat uns Reinhard Pantke ausführlich aus seinem Leben berichtet. Fast 30 Jahre wurde er von unserem Sozialpsychiatrischen Verbund betreut, im letzten Jahr zog er ins Seniorenzentrum Zum Königshof in Düsseldorf-Unterrath. Dort fühlte er sich sehr wohl. Er sei zufrieden, wenn es jetzt alles so bleibe wie es ist, sagte Reinhard Pantke damals. Kurz vor Weihnachten ist der 61-Jährige überraschend verstorben. »Wir alle hier«, sagt Pflegedienstleitung Izabela Otten, »werden ihn und seine gesellige Art vermissen.« //

www.graf-recke-stiftung.de/reinhard_pantke



Begeisterung bei den Kindern der Kita im Walter-Kobold-Haus: Am Ende eines spannenden Jahres haben sie von der EnergieAgentur.NRW ihre Urkunde als KlimaKita.NRW erhalten. Dazu haben sie sich seit Februar 2015 intensiv mit Umweltfragen beschäftigt.

Wasser, Licht und Plastiktüten

Ziel des Programms der EnergieAgentur ist es eigentlich, Energie zu sparen. »Unseren Kindern ist das Thema so natürlich schwer zu vermitteln«, sagt Daniela Drengenburg, stellvertretende Kita-Leiterin. Energieverbrauch ist ein abstrakter Begriff, und so ging es in der Kita im Walter-Kobold-Haus zunächst darum, einen Komposthaufen anzulegen, den Müll zu trennen und eine Idee davon zu entwickeln, woher eigentlich das Wasser aus der Leitung kommt. Dazu haben die Kinder auch das Klärwerk Ratingen besucht. »Wenn jetzt einer der Größeren im Bad darauf achtet, dass das Wasser abgestellt wird, weil er seit dem Besuch im Klärwerk weiß, wie lange die Reinigung des Wassers dauert, ist schon ein Ziel erreicht«, sagt Daniela Drengenburg. Ende Februar fin-

det noch ein Besuch zum Thema Licht im Akki-Haus, dem Lernort für kulturelle Bildung in Düsseldorf, statt. Danach sollten die Kinder eine Ahnung davon haben, dass es einen Zusammenhang zwischen Lichtschalter und Energieverbrauch gibt.

»Wir hatten eine sehr gute Resonanz auf das Projekt«, sagt Heike Ogrinz, Leiterin der beiden Wittlaerer Kitas der Graf Recke Stiftung. Die bekam schon sehr früh die Mutter des vierjährigen Oskars zu spüren. Als dessen Mama beim Einkaufen nach einer Plastiktüte griff, habe Oskar laut gerufen: »Mama, du willst doch nicht etwa eine Plastiktüte benutzen?« //

www.energieagentur.nrw/klimakita
www.akki-ev.de

Von Joachim Neanders *Lobe den Herrn* bis Bob Dylans *Knockin' on Heaven's Door* reichte das Musikrepertoire in der Graf Recke Kirche bei der Einführung von Benedikt Florian als neuem Leiter der Schule I. Im Anschluss an die Einführung trafen sich die Pädagogen der Graf Recke Schulen und des Geschäftsbereichs *Erziehung & Bildung* mit anderen Experten zu einem Fachtag, bevor am Nachmittag Günter Klempau-Froning als Rektor der Schule II »vorsorglich verabschiedet« wurde.



Von Dylan bis Neander

In die Führungsetage der Graf Recke Schulen ist in letzter Zeit einige Bewegung gekommen. Anfang des letzten Jahres wurden Kerstin Böhme und Michaela Baum als neue Konrektorinnen in ihr Amt eingeführt. Mitte 2015 verabschiedete sich der langjährige Rektor der Schule I, Klaus Günther, in den Ruhestand. Jetzt wurde nicht nur sein Nachfolger Benedikt Florian, seit 1. November 2015 Leiter der Schule I, in einem Gottesdienst feierlich in sein Amt eingeführt, sondern auch der Kollege der Schule II, Günter Klempau-Froning, »vorsorglich verabschiedet« – vorsorglich, weil er noch bis zum Frühsommer im Amt sein wird. Von seinem Kollegium wurde Benedikt Florian mit einer Schultüte ausgestattet, in die sie ihm ihre guten Wünsche packten und mit auf den Weg

gaben. Viele Schülerinnen und Schüler hatten sich an ihrem schulfreien Tag nicht nur mit ihrer Anwesenheit eingebracht, sondern gestalteten den Gottesdienst mit, unter anderem mit einem enthusiastisch beklatschten Beitrag der Schulband, die den geistlichen Liedern des Gottesdienstes ein rockiges *Knockin' on Heaven's Door* folgen ließ.

Günter Klempau-Froning verabschiedet sich im Mai aus seinem Amt des Leiters der Schule II der Graf Recke Stiftung. Es passe zu seiner Art, sich selbst weniger in den Vordergrund zu stellen, sagten mehrere seiner Laudatoren, als das Fachliche – weshalb Günter Klempau-Froning sich nicht nur einen Fachtag gewünscht hat, sondern auch, seinen Abschied gleich mit der Einführung des Kollegen der Schule I zusammenzulegen – mit dem Ziel, den Aufwand geringer zu halten. Für den Schulträger fand Geschäftsbereichsleiter Michael Mertens die abschließenden Worte: »Ich habe Sie schätzen gelernt mit Ihrer Mischung aus tiefgründigem Denken und dem Herzen am rechten Fleck. Da geht einer, an den werden wir noch lange denken.« //

Ein Portrait des neuen Schulleiters haben wir in der *recke:in* 4/2015 gedruckt: www.graf-recke-stiftung.de/florianbenedikt2015

Das Leben im BeWo meistern

Janet Eales über ihre persönlichen Erfahrungen mit dem Betreuten Wohnen (BeWo).

Im Mai 2015 war es endlich so weit: Ich bekam eine eigene Wohnung! Direkt über der Tagesstätte beziehungsweise dem Sozialpsychiatrischen Zentrum wohne ich seit circa neun Monaten in einem Apartment.

Große Angst hatte ich davor, ins kalte Wasser geworfen zu werden, hatte ich doch seit ungefähr 15 Jahren im Haus an der Düssel, einem Wohnheim, gewohnt. Dort hatte ich eine engmaschige Betreuung. Ich konnte mich jederzeit in mein Zimmer zurückziehen, und wenn ich den Wunsch nach Gesellschaft hatte, brauchte ich nur zur Tür herauszugehen und dort waren viele Menschen.

Das ist im BeWo ganz anders. Wichtig sind hier Selbstständigkeit und Eigeninitiative. Man muss immer auf andere Leute zugehen. Aber ich habe festgestellt, dass meine Nachbarn und auch die Sozialarbeiter hier alle sehr hilfsbereit und freundlich sind. Ist man in Not, so gibt es ein Nothandy und ein Nachthandy, mit dem man immer einen Mitarbeiter erreichen kann.

Das Lebensgefühl hier im BeWo ist ein ganz anderes. So hat man seinen eigenen privaten Bereich und man kann sich hier erholen und entfalten. Der Nachteil ist, dass man manchmal auch sehr einsam und auf sich alleine gestellt ist. Die Telefonate mit meiner Mutter helfen mir immer sehr, wenn ich Hilfe und Zuspruch brauche. Nach einem schlimmen Sturz vor zwei Wochen, bei dem ich mein Bein stark verletzt habe, haben die Sozialarbeiter sich rührend um mich gekümmert. Sie haben mit mir verschiedene Ärzte konsultiert. Die Einsamkeit war wie weggeflogen. Jeden Tag hatte ich Betreuung und Gesellschaft.

Normalerweise arbeite ich jeden Nachmittag drei Stunden in der Bibliothek. Dort habe ich viele Kontakte. Die Arbeit ist sehr vielseitig und die Klienten und Mitarbeiter sind sehr bemüht und verständnisvoll. In meiner Wohnung kann ich mich wieder gut erholen. Abends gehe ich meistens einkaufen und Erledigungen machen. Schwierig ist es für mich, wenn ich viele Termine habe. Ich nehme diese Termine meistens alleine wahr. Dies gibt mir ein Gefühl der Unabhängigkeit und Freiheit. Auch muss ich oft

eigene Entscheidungen treffen. Im BeWo ist man auf jeden Fall selbstständiger.

Schwierig ist es, sich einen Freundeskreis zu erschließen. Auch die finanzielle Situation ist nicht einfach. Es kommen viele Kosten auf einen zu, so bekomme ich zum Beispiel kein Kleidergeld mehr und muss das Mittagessen in der Ergotherapie und das Ticket 2000 selbst bezahlen.

Ich glaube, ich brauche noch eine gewisse Zeit, bis ich mich hier eingelebt habe. Die Herausforderungen im BeWo sind groß. Doch ich weiß: Mit Hilfe der engagierten Sozialarbeiter und der sehr netten Nachbarn werde ich das Leben im BeWo meistern! //

Janet Eales erlebt im BeWo ein ganz neues Lebensgefühl. Nachmittags arbeitet sie in der Bibliothek des Sozialpsychiatrischen Verbunds.



Ambulantisierung

– ein Mehr an Inklusion und Teilhabe?

Ein – eher persönlicher – Rück- und Ausblick von Nicole Paulussen, Leiterin des Geschäftsbereiches Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik.



Spätestens mit der Unterzeichnung der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) im Jahre 2009 gilt auch bei uns der Kerngedanke der Konvention, die »Inklusion«, also die gleichberechtigte Teilhabe von behinderten Menschen. Damit einhergehend wird auch die »Abschaffung von Sonderwelten«, die Deinstitutionalisierung, gefordert – siehe hierzu den 32-seitigen Bericht der Monitoring-Stelle zur UN-Behindertenrechtskonvention aus dem März 2015. Darin heißt es zu Artikel 19, »Deinstitutionalisierung«: »Mangels Alternativen zu stationären Wohnformen und aufgrund vielfältiger Hindernisse in Bezug auf die Infrastruktur (...) haben Menschen mit Behinderung nur eingeschränkte Möglichkeiten, sich für ein Leben in der Gemeinschaft zu entscheiden (...). Der Ausschuss hat seine Skepsis gegenüber institutionellen, stationären Wohneinrichtungen mehrfach zum Ausdruck gebracht. (...) Der Vertragsstaat setzt für die Eingliederungshilfe immense Summen frei, im Jahre 2013 14 Milliarden Euro (...) der Löwenanteil (wird) in Einrichtungen verwendet. Lediglich 2,5 Milliarden werden außerhalb von Einrichtungen eingesetzt«.

Das Zauberwort zur Erreichung dieses Ziels heißt »Ambulantisierung«, der Aufbau lebensweltorientierter, personenzentrierter, ambulanter Hilfen im Sozialraum. Das Ziel des Artikels 19 der UN-BRK ist die Sicherung einer unabhängigen Lebensführung und die Einbeziehung in die Gemeinschaft. Danach sind für Menschen mit Behinderung hier unter anderem die gleichen Wahlmöglichkeiten wie anderen Menschen zu gewährleisten, über ihre Wohnform selbst zu entscheiden.

Ein Rückblick auf die Entwicklungen innerhalb der Eingliederungshilfe zeigt auf, dass die Wahlmöglichkeiten für Klienten im Bereich Wohnen in früheren Zeiten sehr gering waren. Es gab vollstationäre und teilstationäre Wohnheime sowie je nach Historie des Trägers noch Außenwohngruppen. Wollte man sich darüber hinaus verselbstständigen, gab es nur eine geringe Anzahl von pauschalisiert finanzierten Wohngruppen im Ambulant Betreuten Wohnen.

Wir hatten, als ich 1992 zum Geschäftsbereich kam, bereits 36 Plätze im Betreuten Wohnen und damit für damalige Verhältnisse eine beachtliche Anzahl. Allein schon der damalige Begriff für die stationären Wohnheime »Langzeitwohnheim« zeigt die fehlende Dynamik dieser Zeit.

Im Jahre 2004 wurde mit der sogenannten »Hochzonung« des Ambulant Betreuten Wohnens (Wechsel der Zuständigkeiten für das Betreute Wohnen zum Landschaftsverband Rheinland) und der Einführung des IHP (Individualisierter Hilfeplan als Grundlage der Hilfestellung) die Dynamik in Gang gebracht. Damit verbunden war die individuelle Wahlmöglichkeit, ins Betreute Wohnen zu wechseln.

Alle Klienten, die mit Unterstützung selbstständig wohnen konnten, wechselten langsam, aber stetig ins Betreute Wohnen. Zu Beginn konnten sich viele Klienten, Angehörige und auch viele Mitarbeiter nicht vorstellen, das Wagnis des Betreuten Wohnens auszuprobieren. Die Biografien der Menschen mit Psychiatrieerfahrung waren noch geprägt von langen Klinikaufenthalten, das ein oder andere Mal auch fast das ganze Leben, sodass der Schritt in die eigene Wohnung



Nicole Paulussen ist Leiterin des Geschäftsbereiches *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* mit 228 vollstationären Plätzen und zurzeit 250 Klienten im BeWo sowie rund 500 Menschen in den verschiedenen Angeboten von Arbeitstherapie bis Tagesstätte.

zu groß erschien. Die Menschen mit geistigen Behinderungen und ihre Angehörigen waren unsicher, ob das Hilfesystem ausreichen würde. Insbesondere in der ersten Zeit war viel Überredungskunst notwendig, um es einfach einmal auszuprobieren.

Mich erinnert diese Zeit an unsere Teilnahme am Enthospitalisierungsprogramm des LVR-Klinikum Düsseldorf, Ende der 90er Jahre: Langzeitstationen wurden aufgelöst und die Klienten wechselten in unser Wohnheim. Auch dieser Weg war damals kein leichter. Viele Klienten vergossen beim Umzug ins Wohnheim Tränen. Nicht verwunderlich: Für diese Menschen war die Klinik ihr vertrautes Zuhause.

Auch viele der Mitarbeiter der Klinik konnten sich damals nicht vorstellen, dass der Schritt möglich ist. Für die Menschen war das Wohnheim eine Herausforderung: alleine im Einzelzimmer, den vertrauten Aufenthaltsraum ersetzt durch ein Wohnzimmer, gemeinsam kochen und einkaufen gehen... Aber es hat dann doch geklappt, das neue Leben hat auch Spaß gemacht. Und alle sind geblieben oder sogar später ins Betreute Wohnen gewechselt.

Mittlerweile hat sich viel geändert. Die Verkürzung der Verweildauer in Kliniken ist eklatant, Wohnheime sind für viele Klienten nicht mehr auf eine lange Zeit (»Langzeitwohnheim«) eingerichtet, die Klienten, Angehörigen haben die Verselbstständigung als Ziel im Blick, auch schon bei der Aufnahme ins Wohnheim.

Auch bei den Mitarbeitern hat sich innerhalb der letzten 20 Jahre sehr viel verändert. Der Weg von der »Vollversorgung« zur Dienstleistung brachte viele Umdenkungsprozesse in Gang. Heutzutage gilt der gemeinsame Konsens: Selbstständigkeit, Mitbestimmung, Mitwirkung, Selbstwirksamkeit, Psychoedukation, Erlernen von Copingmechanismen, Selbsthilfe, Recovery, Empowerment, Peer Counseling (siehe eingestreute Erklärungen in diesem Heft).

Die Fallzahlen im Betreuten Wohnen sind insbesondere bei Menschen mit Psychiatrieerfahrung stark angestiegen, auch bei Menschen mit geistigen Behinderungen wird die Möglichkeit von Wohngemeinschaft-



»Ich glaube, dass es heutzutage darum geht, die Gemeinwesenarbeit wiederzubeleben.«

ten oder eigener Wohnung immer häufiger als Alternative gewählt, wenn auch die Fallzahlen derzeit noch hinter den ursprünglichen Erwartungen liegen. Es gibt also bereits viele Erfahrungen im Alleine-Wohnen, bei den Klienten, bei Angehörigen und bei Mitarbeitenden.

Bedeutet nun der Prozess von »vollstationär zu ambulant«, das Leben in der eigenen Wohnung, auch automatisch ein Mehr an Teilhabe?

Ist der Wohnortwechsel in eine eigene Wohnung an sich ein Mehrwert an Lebensqualität?

Ist Wohnen außerhalb von Einrichtungen alleine schon Zugewinn?

Entstehen Kontakte zu Nachbarn? Findet man Anschluss an die »Gesellschaft« oder finden die Kontakte zu anderen weiterhin in der Subkultur der Sozialpsychiatrie, der Werkstatt statt?

Gelingt eine Freizeitgestaltung ohne Motivation?

Oder aber ist die »Inklusion«, die gleichberechtigte Teilhabe von Menschen mit Behinderung noch weit entfernt?

Bereits zu meinen Schul- und Studienzeiten war die Gemeinwesenarbeit ein wichtiger Bestandteil des bürgerlichen Engagements sowie der Sozialpädagogik. Zu Schulzeiten

begleiteten einige Freunde und ich in einem Jugendtreff die wöchentlich stattfindende Disco für geistig behinderte und nicht-behinderte Menschen und konnten dort an vielen schönen und lustigen Abenden tolle Erfahrungen miteinander machen. Während des Studiums nahm ich an einem Stadtteilprojekt für Menschen mit und ohne Psychiatrieerfahrung teil. Dieses Projekt entwickelte sich zur Begegnungsstätte für den gesamten Stadtteil.

Ich erinnere mich noch heute gerne an das Engagement aller bei unserem gemeinsamen Projekt.

Ich glaube, dass es heutzutage darum geht, die Gemeinwesenarbeit wiederzubeleben.

Derzeit bemühen sich vor allem die Träger und Mitarbeiter der Angebote von Menschen mit Behinderungen um die Vernetzung im Stadtteil, um die Kooperation mit Kirchengemeinden, mit Sportvereinen, mit der Nachbarschaft, mit dem Sozialraum.

Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, dass dies auch gelingen kann.

Wir freuen uns bei allen Dingen, die wir in Richtung »Sozialraum« unternehmen, über eine interessierte, tolerante, hilfsbereite, offene und zugewandte Bevölkerung, die unsere Klienten mit erfreulichem bürgerlichen Engagement nicht nur toleriert, sondern auch aufnimmt. Am besten gelingt dieser »Öff-

nungsprozess« durch persönliche Begegnungen miteinander, durch den gegenseitigen Austausch und vor allem durch Aufklärung.

Wir freuen uns über »unsere Stadtteile«, die sich immer mehr öffnen, über die Klienten, die ihr Interesse an der Gesellschaft wiederfinden. Denn auch für »unsere« Klienten ist das »raus aus der Subkultur« erst einmal eine Herausforderung.

Selbstverständlich wohnen bei uns auch Klienten, die den »Sozialraum« und dessen Toleranz mit ihrem Verhalten überfordern. Nicht alle unserer Klienten sind, aus unterschiedlichen Gründen, immer in der Lage, Empathie, Toleranz oder Wertschätzung anderen gegenüber aufzubringen. Manche manchmal nicht und manche selten, wir trainieren gemeinsam weiter.

Und es ist uns, als Träger, besonders wichtig, dass »Inklusion« gerade auch die Menschen einschließt, die schwer psychisch krank oder schwerstmehrfachbehindert sind. Unsere positiven Erfahrungen bestärken uns darin, nicht aufzuhören mit Projekten, Aktionen, Initiierung von Begegnungen, Aufklärung et cetera. Und Stück für Stück kommen wir der »Inklusion« näher.

Jedoch sind wir erst am Anfang. Jetzt gilt es, die zarten Pflänzchen der »Inklusion« zu gießen, neue Ideen zu entwickeln, dabei zu unterstützen, neue Strukturen aufzubauen, die Gemeinwesenarbeit wiederzubeleben. Hierzu braucht es meines Erachtens auch neue, fest installierte Räume im »Sozialraum«. Vielleicht lebt ja eines Tages der »Stadtteiltreff« aus meinen Studienzeiten wieder auf und wird zur Begegnungsstätte von Menschen, ob mit oder ohne Behinderung, ob alt oder jung.

Ich bin zuversichtlich, dass der Paradigmenwechsel in der Eingliederungshilfe durch das neue Bundesleistungsgesetz, durch die Umsetzung der UN-BRK, durch den neuen Pflegebedürftigkeitsbegriff eine Menge an Vielfalt, neue Wohn- und Tagesstrukturangebote mit sich bringen wird. Ich hoffe, dass die Schwerstmehrfachbehinderten mit hohem Unterstützungsbedarf und die Menschen mit schweren psychischen Symptomen nicht vergessen werden.

Was ist eigentlich ...

Selbstwirksamkeit

Dieser Begriff wurde Ende der 70er Jahre geprägt vom Psychologen Albert Bandura. Selbstwirksamkeit ist die Überzeugung, aufgrund eigener Kompetenzen gewünschte Handlungen erfolgreich ausführen beziehungsweise in einer bestimmten Situation die angemessene Leistung erbringen zu können (im Sinne von Bewältigung oder Verhaltensänderung). Dieses Gefühl einer Person bezüglich ihrer Möglichkeit des eigenen Wirkens und Bewirkens beeinflusst ihre Wahrnehmung, ihre Motivation und ihre Leistungen. Selbstwirksamkeit lässt sich am effektivsten über direkte Bewältigungserfahrungen in schwierigen Situationen erreichen. Das können bei Klienten auch kleine Dinge sein, wie zum Beispiel Einkaufen gehen.



Hier und auf den folgenden Seiten erklärt Geschäftsbereichsleiterin Nicole Paulussen ein paar wichtige Begriffe der Sozialpsychiatrie.

Experten in eigener Sache

Wie verläuft ein Tag im Betreuten Wohnen aus Sicht der Mitarbeitenden. Eine Mitarbeiterin gibt uns einen Einblick:

Und wir brauchen weiterhin, ob im Wohnheim oder in der eigenen Wohnung, eine passgenaue, individualisierte Betreuung – auch mal rund um die Uhr, auch mal mit Vollversorgung. Wir benötigen behindertengerechte Wohnungen, das Engagement der Bevölkerung, flexible Versorgungssysteme und Unterstützungsleistungen, flexible Pflegedienste, Aufklärung, neue Modelle der Tagesstruktur auch am Wochenende, Nachbarschaftsprojekte... Dann kann Teilhabe für alle gelingen.

Ganz im Sinne der UN-Behindertenrechtskonvention bin ich zuversichtlich, dass »die Anerkennung von Behinderung als Bestandteil des menschlichen Lebens und die gemeinsame Bewältigung der damit verbundenen Herausforderungen« einen Mehrwert für alle Beteiligten, für die Gesellschaft schaffen wird. //

Im Sozialpsychiatrischen Verbund wird die Wortwahl Psychiatrieerfahrene dem Begriff des psychisch Erkrankten vorgezogen. »Der Begriff spiegelt eine bestimmte Haltung wider«, erklärt Geschäftsbereichsleiterin Nicole Paulussen, »nämlich den Menschen, der irgendwann mal in seinem Leben in einer bestimmten Phase mit einer psychiatrischen Diagnose versehen wird, nicht mit dieser Diagnose zu stigmatisieren.« Ein psychisch Kranker, so Paulussen, »ist krank und bleibt es rein semantisch. Ein Mensch mit einer Psychiatrieerfahrung kann diese Erfahrung nutzen und sich auch davon wieder befreien.« Nicole Paulussen betont: »Gesundung ist möglich! Und das ist sie auch wirklich. Das trainieren wir mit unseren Klienten Tag für Tag.«

Ich komme morgens gegen acht Uhr im Büro an. Als erstes höre ich den Anrufbeantworter ab, um nachzuhören, ob meine Klienten oder auch die Kollegen Nachrichten für mich hinterlassen haben. Daraufhin melde ich mich am Computer an, um nachzusehen, ob ich Mails bekommen habe und welches Dienstauto für mich reserviert ist. Dann fahre ich nach Eller zu meinem ersten Termin. Dort betreue ich einen Klienten, den ich heute zur Fußambulanz und zur Fußpflege begleiten muss, da er aufgrund seiner Einschränkungen durch seine psychische Erkrankung solche Termine nicht alleine wahrnehmen kann.

Bei Gelegenheit höre ich den Anrufbeantworter ab. Danach fahre ich zu einer Klientin in die Stadtmitte; sie hat heute ein Bewerbungsgespräch in einem Discounter, da sie dort ein Praktikum machen möchte. Das Gespräch verläuft ganz gut und sie kann demnächst dort als Praktikantin arbeiten. Im Anschluss an das Gespräch machen wir einen langen Spaziergang mit der Klientin, so kann sie die Aufregung und die Anspannung nach dem Vorstellungsgespräch besser verarbeiten. Zudem ist es ihr wichtig, den Verlauf des Gesprächs und die daraus resultierenden Ergebnisse zusammenzufassen und diese zu reflektieren. Dadurch gelingt es ihr besser, einen angemessenen Umgang mit den eigenen Verhaltensweisen zu finden. Es ist für sie von enormer Bedeutung, Sachverhalte zeitnah zu besprechen. Sonst besteht die Gefahr, dass sie einige Sachverhalte fehlinterpretiert.

Nach diesem Termin besuche ich eine weitere Klientin in ihrer Wohnung in Pempelfort. Zusammen füllen wir den Weiterbewilligungsantrag für ALG II aus, damit sie diesen morgen beim Jobcenter abgeben kann. Anschließend sortieren und bearbeiten wir ankommende Post. Im Rahmen des Hauswirtschaftstrainings erstellen wir einen wöchentlichen Plan, nach dem die Klientin Aufgaben alleine erledigt. Diese Übersicht unterstützt sie in ihrer Selbstständigkeit und motiviert sie. Das empfindet sie als sehr hilfreich.

Anschließend fahre ich zurück zum Gelände und bringe die Autounterlagen weg. Dann treffe ich mich im Büro mit meiner nächsten Klientin und wir fertigen Unterlagen für die Rentenversicherung an. Dazu machen wir Kopien über aktuelle Bescheide und füllen den Antrag auf Rente aus. Auch unterstütze ich die Klientin bei ihrem Anruf bei der Krankenkasse, da sie den Antrag auf Zuzahlungsbefreiung noch nicht gestellt hat. Es gibt noch einige andere Dinge zu besprechen. Dann endet mein Dienst so circa um halb fünf. //

Was, wer, wie und warum?

Urszula Rubis im Kurz-Interview über das Angebot des Ambulant Betreuten Wohnens im Sozialpsychiatrischen Verbund.

Warum kommen die Menschen zu Ihnen?

Das hängt immer von der Ausgangslage ab. Manche Interessenten leben in einer stationären Einrichtung, einem Wohnhaus, in dem sie rund um die Uhr und mit einer hohen Betreuungsdichte begleitet werden, sind aber bereits so selbstständig geworden, dass sie den Schritt in eine andere Wohnform machen möchten. Im Ambulant Betreuten Wohnen, oder wie wir es meist abkürzen: im BeWo, bekommt der Klient zwar noch gezielte Unterstützung, aber nicht mehr im selben Umfang wie im Wohnhaus. Der wesentlichste Unterschied ist sicherlich der, dass Mitarbeiter und Klient sich nur noch stundenweise in der Woche sehen. Damit gewinnen Fähigkeiten, wie soziale Kontakte zu knüpfen und zu halten oder eine sich eventuell anbahnende Krise selbst zu erkennen und sich Unterstützung zu holen, immens an Bedeutung und stehen dann bei der Betreuung auch nochmal ganz besonders im Fokus.

Natürlich können auch Menschen zu uns kommen, die zurzeit noch alleine leben, es aber ohne Unterstützung nicht mehr schaffen, oder Menschen, die nach einem Aufenthalt in einer psychiatrischen Klinik Hilfe brauchen. Gerade diese Menschen sind oft in einer schwierigen Situation, weil sie noch nicht genau wissen, welche Wohnformen es gibt oder welche zusätzlichen unterstützenden Angebote – wie zum Beispiel die Sozialpsychiatrischen Zentren mit

Beratungs- und Kontaktmöglichkeiten. Im Verbund mit den Kollegen der anderen Träger in Düsseldorf wollen wir daran arbeiten, diese Menschen besser und frühzeitiger zu informieren, um ihnen so etwas von dem Druck und der Angst zu nehmen. In unserem Team arbeiten wir dafür an speziellen Broschüren, auch in mehreren Sprachen.

Wie bekommt jemand einen Platz im Betreuten Wohnen des Sozialpsychiatrischen Verbunds?

Am Anfang steht meist das so genannte Infogespräch, vollkommen unverbindlich. Und natürlich unterliegen wir der Schweigepflicht. Wir versuchen, mit dem Interessenten zu sortieren, welche Unterstützung er benötigt, welche Möglichkeiten es gibt und ob er oder sie sich das auch vorstellen kann. Mancher schreckt davor zurück, wenn er hört, dass dann plötzlich jemand in die Wohnung kommt. Da reicht dann vielleicht schon eine Anbindung an die Angebote der offenen Treffs in den Sozialpsychiatrischen Zentren. Für einen anderen geht die Hilfe vielleicht nicht weit genug, dann stünde eher die Suche nach einem stationären Platz an. Wenn das BeWo-Angebot aber das passende ist, wobei es hierbei auch noch mal die Alternative einer Wohngemeinschaft oder des Betreuten Einzelwohnens gibt, bemühen wir uns natürlich auch, schnell zu helfen. Deshalb versuche ich, personale Kapazitäten für Notfälle bereit zu

halten. Ein Problem ist es natürlich, wenn jemand keine Wohnung hat und nicht in eine Wohngemeinschaft möchte oder dort kein Platz frei ist. Wir unterstützen so gut es geht bei der Suche nach einer geeigneten Wohnung, aber der Wohnungsmarkt in Düsseldorf setzt uns natürlich Grenzen. Schön wäre es, wenn mehr Möglichkeiten, bezahlbaren, zentralen Wohnraum zu finden, geschaffen würden.

Wer kümmert sich um die Menschen im BeWo?

Es ist ganz wichtig, die Menschen ganz individuell zu fördern – darin unterscheiden wir uns übrigens nicht vom stationären Bereich. Es geht nicht ums Versorgen, sondern um die Befähigung, möglichst viele Bereiche des Lebens wieder selbst in die Hand nehmen zu können. Hier liegt der Auftrag des multiprofessionellen Teams, das mit einem Bezugsbetreuungssystem arbeitet: Jeder Klient hat einen festen Ansprechpartner, so dass sich ein Vertrauensverhältnis aufbauen kann, das Grundlage für gelingende Unterstützung ist. Konkret spielt Psychoedukation in der Betreuung eine große Rolle, zum Beispiel einen anderen Umgang mit der eigenen Erkrankung zu finden oder sich mit der Medikation auseinander zu setzen. Weiter unterstützen wir die Klienten darin, ihr Freizeitverhalten selbst in die Hand zu nehmen. Ist es anfangs noch die Motivation, an von uns organisierten Angeboten teilzunehmen, so ist das Fernziel die ganz selbstverständliche Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Natürlich unterstützen unsere Mitarbeitenden auch noch im hauswirtschaftlichen Bereich und bei administrativen Tätigkeiten und Behördengängen. Bei älteren Klienten kann es auch schon mal nötig sein, mit Pflegediensten zu kooperieren. Leider ist es nicht ganz einfach, einen passenden zu finden, da deren meist starre Zeitraster oft nicht zum Alltag unserer Klienten passen. Aber wie gesagt, im Mittelpunkt steht bei uns die Förderung.



Was ist eigentlich ...

Peer-Counseling

Peer-Counseling ist die partnerschaftliche Beratung von behinderten Menschen durch Menschen, die selbst psychiatrieerfahren beziehungsweise behindert sind.



Urszula Rubis im Gespräch mit Klienten und Mitarbeitenden.

Was machen die Menschen, die betreut wohnen, in ihrem Alltag?

Das ist absolut individuell, wie bei jedem Menschen. Eine gewisse Tagesstruktur zu haben, ist allerdings für die allermeisten eine ganz wesentliche Unterstützung. Viele gehen in die Werkstatt für angepasste Arbeit, einige in die Schule oder – aber das ist eher die Ausnahme – sogar einem Beruf auf dem ersten Arbeitsmarkt nach. Einige besuchen eine Tagesstätte oder nehmen an Ergo- oder Arbeitstherapie teil. Wo die Tagesstruktur nicht auf diesem Wege gegeben ist, wird mit dem Klienten überlegt, was für ihn Sinn macht. Unsere Aufgabe besteht hier darin, den Klienten über die Möglichkeiten zu informieren, ihn zu ermutigen, ruhig mal etwas auszuprobieren. Konkret reicht das dann vom Rollenspiel bis zur Vermittlung eines Schnupperpraktikums.

Aber abgesehen von diesem Bereich der Beschäftigung geht es natürlich um den Aufbau eines sozialen Netzes: Freunde, eine feste Beziehung, Angehörige, lose Bekannte, Nachbarn. Für alle, die mehr Kontakte suchen, bieten wir demnächst einen lockeren Treff am Freitagabend an, mit Musik, Tanz und Snacks. Und der nächste Schritt ist dann vielleicht der gemeinsame Discobesuch. Mal sehen, was sich daraus entwickelt. Wir bemühen uns um Abwechslung, neue, kreative Ideen und greifen besonders gern die Vorschläge auf, die von den Klienten selbst kommen. Denn unsere Klienten sind Experten in eigener Sache! //



»Besser als Psychotherapie«

Ein Forschungsprojekt der Universität Siegen hat sich mit der Wirksamkeit psychosozialer Hilfen im Ambulant Betreuten Wohnen beschäftigt – und zwar aus der Perspektive der Adressaten.

Von Stefanie Berghoff

Welche Aspekte psychosozialer Angebote erleben chronisch psychisch erkrankte Menschen als hilfreich? Dieser Frage sind bereits viele Forschungsprojekte nachgegangen. Auch Julia Tamm von der Universität Siegen möchte darauf Antworten finden. Sie wählte jedoch einen neuen Weg:

Ihr ging es ausschließlich um die Sicht der Betroffenen selbst, also der Adressatinnen und Adressaten.

Auf einen entsprechenden Aufruf Tamms für Nordrhein-Westfalen bewarben sich zahlreiche Träger des Ambulant Betreuten Wohnens. Der Sozialpsychiatrische Verbund der Graf Recke Stiftung überzeugte mit seiner Angebotspalette und wurde deshalb als Teilnehmer an der Studie ausgewählt.

Insgesamt wurden 20 Menschen mit psychischer Erkrankung in Einzelinterviews zu ihren Einschätzungen und Erfahrungen mit psychosozialen Hilfsangeboten befragt. An der Auswertung der Ergebnisse waren auch Mitarbeitende der jeweiligen Träger beteiligt. Sowohl Henning Rannoch, ein Mitarbeiter des Ambulant Betreuten Wohnens der Graf Recke Stiftung, als auch Hans-Georg Hosterbach, Psychiatrieerfahrener im Betreuten Wohnen, empfanden ihre Teilnahme am Forschungsprojekt in vielerlei Hinsicht als Erweiterung ihres Horizontes.

»Das war eine echte Auflockerung des Alltags«, berichtet Hans-Georg Hosterbach. Für das Interview konnten sich die Klienten einen Ort ihrer Wahl aussuchen. Hosterbach machte mit Julia Tamm das Café ESS PE ZET, das Teil des Sozialpsychiatrischen Zentrums der Graf Recke Stiftung ist, als Treffpunkt aus. Dort ist er selbst Stammgast und die vertraute Atmosphäre machte es ihm einfacher, sich auf das Gespräch einzulassen. »Frau Tamm hat ihren Kaffee sogar schneller ausgetrunken als ich«, stell-

te er anschließend fest. Und auch als es um seine persönlichen Erfahrungen ging, blieb er gelassen. »Ich habe einfach aus voller Brust erzählt, mein ganzes Leben«. Ihm fiel es auch nicht schwer, die Fragen von Julia Tamm zu beantworten. Im Gegenteil: »Ich fand es hilfreich, alles mal so runter zu reden. Das war wie kostenlose Psychotherapie – nur besser!«

Nachdem die 20 Einzelinterviews durchgeführt waren, kamen die Mitarbeitenden in verschiedenen Workshops zum Einsatz. Ihnen spielte Julia Tamm Ausschnitte der Interviews in anonymisierter Form vor. »Die Interviews bildeten die Basis. Dann erst kam unsere Perspektive als Mitarbeiter hinzu«, erklärt Henning Rannoch, »Ziel war es, weitere Anregungen für psychosoziale Hilfsangebote zu erhalten, um so die Ergebnisse der Befragung mit der Arbeitspraxis zu verbinden.«

Die Präsentation der Forschungsergebnisse fand schließlich beim Landschaftsverband Rheinland (LVR) statt. Dort zeigte sich Hans-Georg Hosterbach so berührt von Julia Tamms Parteinahme für die Psychiatrieerfahrenen, dass er ihr das vor 200 Leuten im LVR-Tagungssaal offenbarte.

»Man merkte, dass Frau Tamm selber mal im Betreuten Wohnen gearbeitet hat. Sie zeigte sehr viel Respekt vor den Klienten«, meint Henning Rannoch. »Mir gefiel, dass Frau Tamm den Mut hatte, vor allem auch vor dem Kostenträger LVR ganz klar zu sagen, dass auch gerade einfach mal einen Kaffee zu trinken wichtig sein kann.« Damit bezieht sich der Mitarbeiter speziell auf ein Forschungsergebnis der Studie, denn hinter dieser vermeintlich simplen Aktivität des Kaffeetrinkens mit dem Betreuer steckt ein unterschätztes Potenzial: Es vermittele Normalität, ein Miteinander auf Augenhöhe und das sei besonders wichtig im Hinblick auf Krisenzeiten. Aber auch, jederzeit ein

Krisentelefon anrufen zu können, das der Sozialpsychiatrische Verbund anbietet, war den Betreuten wichtig. Und noch etwas ließ aufhorchen und regte zum Nachdenken an: In den Hilfeplankonferenzen, dem Gremium, in dem die Hilfen bewilligt werden oder auch nicht, fühlen sich manche Betroffene »wie ein Teppich, um den auf einem Basar gefeilscht wird«.

Während der Abschlusspräsentation war es den Betroffenen möglich, direkt mit den Vertretern des Kostenträgers ins Gespräch zu kommen und Gemeinsamkeiten festzustellen. So stößt der Wunsch nach Nischen, in denen psychisch erkrankte Menschen auch mal unter sich sind, auf Verständnis.

Aber es gibt natürlich auch ganz individuelle Prioritäten. Hans-Georg Hosterbach fragt sich beispielsweise »Warum kriege ich einen neuen Boden, aber nicht mehr Geld zum Kaffeetrinken? Eine Renovierung ist mir gar nicht wichtig«. Die Prioritäten der Psychiatrieerfahrenen im Vergleich zu jenen der Kostenträger oder der jeweiligen Betreuer müssen demnach nicht immer dieselben sein.

»Aber ein aufmerksames Zuhören ist sicher ein guter Weg«, resümiert Henning Rannoch. So können die verschiedenen Meinungen transparent gemacht und diskutiert werden. »Wir haben eine beratende Funktion, aber es geht letztendlich um das Leben der Klienten, ihre Pläne und ihre Wünsche.«

Und genauso wichtig es für die Psychiatrieerfahrenen war, sich selbst durch das Forschungsprojekt in einer anderen Rolle zu erleben, so Impuls gebend war es für den professionellen Helfer: »Bei dem Projekt mitgemacht zu haben«, so Henning Rannoch, »beflügelt meine Arbeit bis heute«. //

Stefanie Berghoff, umrahmt von ihren Interviewpartnern Hans-Georg Hosterbach (links) und Henning Rannoch vorm Horion-Haus des LVR in Köln.



Julia Tamm
Ambulant Betreutes Wohnen aus der Perspektive Psychiatrieerfahrener
 Abschlussbericht eines Kooperationsprojektes der Universität Siegen, der AG Gemeindepshychiatrie Rheinland e.V., dem Landschaftsverband Rheinland und der Eckhard Busch Stiftung Siegen: universi 2015, 134 S. ISBN 978-3-936533-59-0

Info

- ➔ Julia Tamm ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Fakultät II des Departements Erziehungswissenschaften und Psychologie an der Universität Siegen. Sie hat selbst im Betreuten Wohnen gearbeitet.

Hermann Spielhagen (rechts) mit einem Klienten auf einem Foto aus dem Jahr 2011.



Für ein normales Leben

Hermann Spielhagen ist ein politischer Mensch. Deshalb ist die Frage der Teilhabe und Inklusion für ihn nicht nur eine praktische des Alltags, sondern auch eine politische. In seinem beruflichen Alltag, sagt der 64-Jährige, praktizierten er und seine Kollegen im Sozialpsychiatrischen Verbund diese Ansprüche ohnehin schon lange.

Von Roelf Bleeker

Was ist eigentlich ... Recovery

Recovery kann mit »Wiedergesundung« übersetzt werden. Es umfasst einen ganzheitlichen Ansatz im Umgang mit Erkrankungen und Lebenskrisen, die Integration und Akzeptanz der Krankheit oder Behinderung in die eigene Lebensgeschichte.

Hermann Spielhagen ist kein Heilpädagoge, kein Therapeut oder Sozialarbeiter. Aber er hat eine Sozialtherapeutische Zusatzausbildung absolviert. Gelernt hat er Bau- und Möbelschreiner, in diesem Beruf hat er an verschiedenen Stellen gearbeitet und war auch mal selbstständig. Seit 2001 arbeitet er in der Arbeitstherapie des Sozialtherapeutischen Verbunds der Graf Recke Stiftung. So lange wie dort war er noch nirgends zuvor.

Und er ist immer noch da, obwohl er eigentlich schon 2014 in den Ruhestand gegangen ist. Er wurde noch einmal gebraucht in der Schreinerei der Arbeitstherapie. Und Hermann Spielhagen sagte gern zu. Voraussichtlich bis April dieses Jahres hilft er noch einmal aus. Und eigentlich war er auch nie weg. »Obwohl ich 2014 schon eine tolle Abschiedsparty und viele Geschenke bekommen habe!« Denn auch danach wurde Hermann Spielhagen auf geringfügiger Basis gebraucht, als Hausmeister im Sozialpsychiatrischen

»Ich wollte gern Leuten etwas vermitteln, das mir selbst Spaß macht.«

Wohnhaus Kaarst, und seit Anfang 2015 als Interimsschreiner in der Arbeitstherapie auf dem Stammgelände in Grafenberg.

Der Reihe nach: Hermann Spielhagen, 1952 in Düsseldorf geboren, einer der letzten Volksschulabgänger, mit 14 in die Lehre, mit 17 die Gesellenprüfung. »Ich kann gar nicht sagen, warum ich Schreiner geworden bin«, sagt er und muss lachen. »Ich weiß es nicht mehr. Da kamen Berufsberater in die Schule und man musste sich entscheiden...« Die Entscheidung trug sein ganzes weiteres Leben: Hermann Spielhagen arbeitete hier und dort, ging nebenbei zur Abendschule, dann auch zur Tagesschule, wollte zwischendurch studieren, Innenarchitektur oder Grafikdesign, verwarf die Idee aber: »Ich kann einen Tisch bauen oder einen Schrank, aber ich bin nicht derjenige, der etwas Neues schafft oder kreiert«, sagt er ganz klar. Panzerfahren hat er wohl gelernt, obwohl er es gar nicht wollte. »Meine Kriegsdienstverweigerung wurde zunächst nicht anerkannt, da musste ich die Grundausbildung machen.« Im zweiten Anlauf wurde er, damals schon bei den Jungsozialisten

politisch aktiv, dann als Kriegsdienstverweigerer anerkannt.

Bei der AWO in Bergisch-Gladbach leistete er seinen Zivildienst in einem Familienferiendorf. Vielleicht wurde hier Spielhagens Ader für soziale Arbeit gelegt. Im Familienferiendorf erholten sich Eltern und Kinder aus sozial benachteiligten Familien oder Kinder mit Behinderungen. »Ich war Mädchen für alles, habe in der Küche gearbeitet, die Tiere versorgt, Weidenzäune gebaut, das Schwimmbad mit Sauna gewartet und vieles mehr«, erinnert sich Spielhagen. Das war 1973.

Es war ein durchaus bewegtes Berufsleben, das Hermann Spielhagen führte, und er arbeitete nicht nur als Schreiner. Für einen Freund, der eine Spedition führte, fuhr er den ganzen Niederrhein rauf und runter. Dann machte die Filiale dicht und es ging weiter als Selbstständiger. »Ich hatte ja viele Kontakte, viele Leute kennengelernt.« Aber auch dabei blieb es nicht. Über einen Hausmeisterjob landete Hermann Spielhagen bei der Jugendberufshilfe Düsseldorf, damals noch direkt dem Jugendamt zugehörig, berichtet er. Sein Profil beim Arbeitsamt und die Stelle dort passten überein, erinnert sich Spielhagen: »Die Arbeit dort kam meiner Art entgegen – ich wollte gern Leuten etwas vermitteln, das mir selber Spaß macht, das gefiel mir.« Spielhagen absolvierte Fortbildungen, legte die Ausbilderprüfung ab und blieb fünf Jahre.

Aus privaten Gründen verließ der Schreiner die Jugendberufshilfe und landete noch einmal bei einem privaten Unternehmer, einem Treppenbauer. »Das war ein guter Job, die Arbeit florierte«, erzählt Spielhagen. Dann, plötzlich: Flaute. Der Sozialplan regelte, wer bleiben durfte und wer gehen musste. Hermann Spielhagen gehörte zu letzteren.

Doch es ging bald weiter. Über einen persönlichen Kontakt wurde Hermann Spielhagen auf eine Ausschreibung aufmerksam gemacht. Die Graf Recke Stiftung suchte für ihre Arbeitstherapie einen Schreiner. Dann ging alles ganz schnell: Im Dezember 2001 begann Hermann Spielhagen in der Graf Recke Stiftung.

»Vieles war so, wie ich es erwartet hatte«, meint Spielhagen rückblickend. Er habe das ganz gut hinbekommen mit den Klienten. Von Anfang an besuchte er aber auch diverse Fortbildungen seines Arbeitgebers: Die Sozialpsychiatrische Zusatzausbildung,

Kurse zum Thema Medikamente, einen »Borderline-Kurs« oder einen zum Thema Hilfeplandokumentation. »Da gibt es ja permanent was Neues an Vorgaben«, hat Hermann Spielhagen bald gemerkt.

Dabei hätten er und seine Kollegen doch vieles schon längst so gemacht, wie es heute unter den Begriffen Teilhabe oder Inklusion gefordert werde. Hermann Spielhagen und seine Klienten haben den Hobel auch schon mal liegen gelassen und Touren gemacht, zum Beispiel in den Landtag, auch Bootstouren oder Zoobesuche. »Und wir haben Ausflüge gemacht in Gegenden, wo Leute sind, die nicht mit uns gerechnet haben.« Die Begegnungen empfand er immer positiv. »Auch Bedienungen in Restaurants haben auf manche merkwürdige Fragen der Klienten immer vernünftig geantwortet, es gab nie Stress. Das klappte alles gut, ohne das vorher groß zu besprechen. Normalität und Teilhabe sind uns schon damals gelungen!«, findet Hermann Spielhagen.

Dennoch sei ihm klar, dass das Thema Teilhabe und Inklusion weiter gefördert werden müsse. »Ich bin auch im Modellprojekt zur Willkommenskultur mit dabei und werde das auch im Ruhestand weitermachen.« (Ein Interview zum Modellprojekt findet sich auf Seite 22.) Hermann Spielhagen, der auch lange Zeit in der Mitarbeitervertretung aktiv war und sich sein Leben lang politisch engagiert hat, findet das sehr wichtig und er will sich auch weiter dafür engagieren, »dass es ein normales Leben für die Klienten gibt!« //

Wie hilft Buchbinden

Die Praxis für Ergotherapie in Stichworten

Vorab: Die Praxis für Ergotherapie des Sozialpsychiatrischen Verbunds an der Grafenberger Allee besteht seit 2012 und richtet sich an Menschen, die Unterstützung in Krisenzeiten, bei psychischer Instabilität sowie psychischer Erkrankung suchen. Die Angebote der Praxis sind für jeden zugänglich, bei dem der Bedarf an ergotherapeutischer Behandlung durch den Hausarzt, einen niedergelassenen Facharzt oder die Institutsambulanz bescheinigt wurde – also Ergotherapie auf Rezept.

Auftrag »Was der jeweilige Klient im Einzelnen in der Ergotherapie erreichen möchte, wird ihm meistens bereits im Infogespräch, das wir vorab mit jedem Interessenten führen, klar«, meint Nicole Gundert-Greifendorf, Mitarbeiterin der Praxis. Ganz konkret könnte das beispielsweise der Wunsch sein, die eigene Belastbarkeit auszubauen.

Begleitung Bei der Erreichung dieses Ziels sieht sich Nadia Hoffmann, die seit September 2015 das Team verstärkt, in der Rolle des Wegbegleiters: »Nicht wir geben den Weg vor, sondern wir überlegen gemeinsam, wie der Klient seine Ziele realisieren kann.«

Einzeltherapie In einzeltherapeutischen Sitzungen arbeitet jeweils eine der beiden Ergotherapeutinnen mit einem Klienten an seinen individuellen Zielen. Konkret können das Bewerbungstraining, Übungen zur Stärkung des Selbstbewusstseins oder auch die Vorbereitung auf eine Gruppentherapie sein.

?

Was sind eigentlich ...

Copingmechanismen

Unter Copingmechanismen versteht man die Gesamtheit aller Strategien und Verhaltensweisen, die der Auseinandersetzung und Bewältigung von Symptomen der Krankheit oder Behinderung und belastenden Ereignissen, Stress et cetera dient.

bei der Alltagsbewältigung?

Gruppenangebote Bei STEPPS, einem speziellen Programm für Menschen mit einer Borderline-Störung, kann man ganz gezielt an Beeinträchtigungen arbeiten, Muster erkennen und verändern und die vorhandenen Stärken ausbauen. Aber es gibt auch Gruppen mit anderen Schwerpunkten wie die Konzentrations- oder die Interaktionsgruppe. Letztere kann man zum Thema Aktivierung auch schon mal beim Spaziergang im Wald antreffen.

Gruppengröße Eine Gruppe besteht aus maximal fünf Klienten pro Therapeutin. Das ermöglicht ein hohes Maß an Flexibilität in der Therapiegestaltung und das gezielte Arbeiten an spezifischen Problemstellungen jedes einzelnen Klienten.

Material Unterschiedliche Materialien in Verbindung mit der dazugehörigen Technik bieten eine große Spannbreite von therapeutischen Einsatzmöglichkeiten. Zum Beispiel bei Klienten, die sich in einer Vielzahl von Projekten verzetteln oder immer wieder Dinge anfangen, ohne sie zu Ende zu bringen. Hier ist die Technik des Buchbindens ein geeignetes Mittel: Die einzelnen Schritte eines Arbeitsplans ermöglichen es dem Klienten, die Handlungen nach und nach zu verinnerlichen, um schließlich den Transfer erlernter Strukturen in seinen Alltag zu schaffen.

Herausforderung Für Nicole Gundert-Greifendorff ist es immer wieder eine Herausforderung, aber umso wichtiger, »alle Klienten aus den unterschiedlichsten Kontexten und mit verschiedenen Graden an Erkrankung in der bunt gemischten Gruppe unter einen Hut zu bringen und jedem gerecht zu werden.« Eine strukturierende Begleitung durch die Ergotherapeutinnen setzt den Rahmen, damit durch die Gruppendynamik viele Lernprozesse fast wie von allein ablaufen können.

»Juhu« Nadia Hoffmann und Nicole Gundert-Greifendorff freuen sich mit ihren

Klienten über deren Fortschritte, wie zum Beispiel den Lernprozess eines Mannes, der anfangs aus Angst, etwas falsch zu machen, den Wasserkocher nicht bedienen wollte und nun Tee für die ganze Gruppe kocht.

Lücke schließen Ins Leben gerufen wurde die Praxis, um eine Lücke in der Angebotslandschaft für psychisch erkrankte Menschen zu schließen, die temporäre oder kontinuierliche Begleitung wünschen. Es gibt nur wenige niedergelassene Praxen für Ergotherapie, die sich speziell um Menschen mit psychischen Erkrankungen kümmern, wodurch der Zulauf der Praxis sehr hoch ist.

Motivation beziehungsweise Eigen-Motivation Viele Klienten sind bereits dadurch motiviert, dass sie sich ganz bewusst dazu entschieden haben, Ergotherapie in Anspruch zu nehmen. Aber nicht ganz unwichtig ist auch die eigene Haltung: »Die beste Motivation für die Klienten ist es, als Ergotherapeutin selber motiviert bei der Sache zu sein.« Darin sind sich die beiden Mitarbeiterinnen der Praxis einig.

Qualitätsmerkmal Die Anwendung standardisierter Testinstrumente zur Diagnose und Analyse des Bedarfs sind sowohl für Nicole Gundert-Greifendorff als auch Nadia Hoffmann ein Qualitätsmerkmal ergotherapeutischer Arbeit.

Räumlichkeiten Die Praxis für Ergotherapie verfügt über einen gut ausgestatteten Werkraum, Computertrainingsplätze, ein breites Equipment für das kognitive Training und eine Übungsküche. Überall zielt Selbstgestaltetes die Räumlichkeiten und die beiden roten Sofas im Eingangsbereich laden zu einer Verweilpause ein.

Wochenplan Ein wichtiger Bestandteil ergotherapeutischer Arbeit ist das Erstellen von Wochen- und Tagesplänen. »Wenn ein Klient beispielsweise das Gefühl hat, nichts zu leisten oder zu tun, visualisiert ihm der Wochenplan die vielen einzelnen Tätigkeiten, die er tagtäglich verrichtet, und er kann so seinen Blickwinkel ändern«, erklärt Nicole Gundert-Greifendorff.

Zusammengestellt von Stefanie Berghoff



Auch kochen will trainiert sein - hier in der Übungsküche.



Ergotherapie als Beruf(ung)

Seit September 2015 verstärkt Nadia Hoffmann als Ergotherapeutin das Team der Praxis für Ergotherapie des Sozialpsychiatrischen Verbunds an der Grafenberger Allee in Düsseldorf. Mit psychischen Erkrankungen beschäftigte sich die 26-Jährige bereits im Rahmen ihrer Bachelorarbeit, in der sie sich mit der Situation von Ergotherapeutinnen nach einem Burn-Out auseinandersetzte. Nadia Hoffmanns ganz eigene Burn-Out-Prophylaxe besteht vielleicht darin, dass sie sich immer wieder vor Augen führt und hinterfragt, wie zufrieden sie an ihrem Arbeitsplatz ist.

Von *Stefanie Berghoff*

Am Anfang stand der noch eher unspezifische Wunsch, etwas Handwerkliches zu machen. »Kreatives Arbeiten gefiel mir schon immer«, erzählt Nadia Hoffmann. Durch eine Infoveranstaltung der Arbeitsagentur hat sie dann vom Berufsfeld der Ergotherapie erfahren. Von da an wusste sie: »Ergotherapeutin – das ist mein Beruf!«

Nach der Veranstaltung sammelte die 26-Jährige alles an Informationen, was sie zur Ergotherapie finden konnte. Vor allem aber machte sie ein Praktikum, um den Berufsalltag möglichst hautnah mitzubekommen. »Nachdem mir auch das Praktikum gut gefallen hat, habe ich mich dann in Bochum und Köln für einen Ausbildungsplatz beworben«, erklärt Nadia Hoffmann. Das Rennen machte letztendlich die Domstadt, denn dort hatte sie die Möglichkeit, dual zu studieren.

So absolvierte sie ihre schulische Ausbildung sowie die damit verbundenen Berufspraktika in Köln, studierte aber gleichzeitig auch an der ZUYD Hogeschool in den Niederlanden den Bachelorstudiengang Ergotherapie. Dieses Konzept sagte ihr sofort zu: »Ich bin vom Typ her grundsätzlich wissbegierig und ehrgeizig. Ich fand es praktisch,

direkt alles auf einmal mitzunehmen und mit 24 Jahren sowohl mit Ausbildung als auch Studium fertig zu sein.« Zwei Nebenjobs machte sie auch noch nebenher. »Das war nötig, da die Ergotherapie-Ausbildung überwiegend schulisch angeboten wird und somit komplett selbst finanziert werden muss.«

Umso schöner, dass der Einstieg in die Arbeitswelt im nahtlosen Anschluss an die Ausbildung gelang. Über eine ehemalige Kommilitonin wurde sie auf eine Stelle in einer Praxis für Neurologie aufmerksam. »Zu meinen Klienten zählten beispielsweise Schlaganfallpatienten oder Patienten mit spastischer Halbseitenlähmung. Die Klienten zu mobilisieren, war daher eine meiner Hauptaufgaben«, erklärt die damalige Berufseinsteigerin. Die Behandlung fand, den Krankheitsbildern geschuldet, überwiegend im Rahmen von Hausbesuchen statt. Das bedeutete für Nadia Hoffmann, dass sie nur wenig direkte Austauschmöglichkeiten mit ihren Kollegen hatte.

Bei ihrer nächsten Tätigkeit achtete sie darauf, dass es dort kollegialen Austausch gab. Außerdem lernte sie gleich noch einen anderen Bereich der Ergotherapie kennen. Sie unterstützte psychisch erkrankte Menschen in einer Praxis dabei, ihre Arbeit auf dem ersten Arbeitsmarkt besser bewältigen zu können.

»Zu Beginn eines Jobcoachings wird eine Bedarfsanalyse gemacht, bei der Wünsche und Sichtweisen sowohl des Arbeitnehmers als auch Arbeitgebers berücksichtigt werden. Der Jobcoach hilft, Arbeitsabläufe zu hinterfragen und effizienter zu gestalten. Dazu schlüpft er selbst in die Rolle des ›Kollegen auf Zeit‹«, erklärt die Ergotherapeutin. Im Zuge dessen begleitete Nadia Hoffmann so beispielsweise ein Jahr lang einen Klienten, der bei der Deutschen Rentenversicherung angestellt war, bei seiner Arbeit.

Indem sie dem Mitarbeiter über die Schulter schaute, bekam sie viel von seinen Arbeitsabläufen mit und konnte die Zeit, die er dafür benötigte, in Relation setzen. Ebenso wichtig war es, ein Gespür für die Abläufe im Unternehmen zu entwickeln, um ihren Klienten bei der Strukturierung der Arbeitsabläufe zu unterstützen. »Ebenfalls ein wichtiger Bestandteil des Coachings war das Training der zielorientierten Kommunikation zwischen Mitarbeiter und Vorgesetzten.«

Um ihre Kenntnisse noch zu vertiefen, absolvierte Nadia Hoffmann eine zehnmönatige Weiterbildung des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe zum Jobcoach und sammelte beruflich Erfahrungen mit der Arbeitstherapie im Berufstrainingszentrum Duisburg.

Seitdem Nadia Hoffmann nun in der Praxis für Ergotherapie des Sozialpsychiatrischen Verbunds arbeitet, kann sie über die Erfahrungen aus der beruflichen Rehabilitation hinaus in den Einzel- und Gruppentherapien auch verstärkt wieder ihre Kreativität und ihre handwerklichen Fähigkeiten mit einbringen. Außerdem kommt ihr der Schwerpunkt der Praxis sehr entgegen. »Gerade bei psychischen Beeinträchtigungen und Erkrankungen kann man viel durch Ergotherapie erreichen. Ein Klient mit einer Zwangsstörung verwendet zum Beispiel sehr viel Zeit darauf, sich zu kontrollieren. Damit er rechtzeitig zu unserem wöchentlichen Einzelgespräch erscheint, geht er bereits vier Stunden früher aus dem Haus, obwohl er eigentlich nur einen Anfahrtsweg von 20 Minuten hätte. Ich schlug ihm vor, mit der Checklisten-Methode zu arbeiten. Das Auflisten und Abhaken von Tätigkeiten erspart das zeitfressende Nachkontrollieren. Der Klient ließ sich darauf ein und schon nach acht Wochen schaffte er es, nur noch 40 Minuten anstatt vier Stunden vorher das Haus zu verlassen.«

Solche Erfolge bestätigen Nadia Hoffmann darin, am richtigen Platz zu sein. Aus ihrer Sicht sind sie ein gutes Beispiel dafür, warum Ergotherapie nicht nur Beruf, sondern auch Berufung ist. //

Einen Fachartikel über ihr Bachelorthema veröffentlichte Nadia Hoffmann gemeinsam mit Sabine Schmidt in der Ausgabe 3/2015 des Fachmagazins *ergoscience* unter dem Titel: »Das Leben danach – Veränderungen im Leben nach einem Burn-Out«.



Ihre Kreativität und handwerkliche Fähigkeiten kann Nadia Hoffmann gut in die Arbeit als Ergotherapeutin einbringen.



Was ist eigentlich ...

Empowerment

Empowerment steht für die Wiedererlangung von Selbstbestimmung: durch »Bemächtigung« die Kontrolle über die Gestaltung der eigenen Lebenswelt (wieder) zu erobern. Empowerment steht für die Stärkung von Autonomie und Eigenmacht: Menschen werden zur Entdeckung ihrer eigenen Stärken ermutigt. Ziel ist es, sich vorhandener Fähigkeiten und Ressourcen bewusst zu werden und diese zu erweitern, um mit deren Hilfe die eigenen Lebensräume selbstbestimmt gestalten zu können.

Alle Jahre wieder erstrahlt das Gelände des Sozialpsychiatrischen Verbunds an der Grafenberger Allee in Düsseldorf im weihnachtlichen Glanz. Der Weihnachtsmarkt der Graf Recke Stiftung ist inzwischen ein fester Bestandteil des Stadtlebens.

Willkommen im Sozialraum!

Der Sozialpsychiatrische Verbund der Graf Recke Stiftung ist einer von fünf Standorten in Deutschland für das Modellprojekt der Bundesdiakonie mit dem Titel »Willkommenskultur in Wohnquartier und Zivilgesellschaft« (wir berichteten in der Ausgabe 4/2015). Petra Welzel, Projektverantwortliche im Geschäftsbereich *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* der Graf Recke Stiftung, erklärt im Interview den Sinn und die Ziele des Modellprojekts und was es für den Standort Düsseldorf bedeutet.



Petra Welzel ist die Projektverantwortliche des Geschäftsbereiches.

Frau Welzel, der Begriff Willkommenskultur ist in aller Munde, aber vergleichsweise selten im Zusammenhang mit Menschen mit Psychiatrieerfahrungen. Warum braucht es eine Willkommenskultur für Menschen mit psychischen Erkrankungen?

Der Begriff Willkommenskultur ist tatsächlich etwas irritierend, zumal er aktuell stark durch das Thema Flüchtlinge besetzt ist. Es geht bei diesem Modellprojekt auch nicht um ein Willkommen für neu ankommende Menschen. Gerade Menschen mit einer schweren, meist chronischen psychischen Erkrankung leben oft schon jahrelang in einem Stadtteil, ohne wirklich eingebunden zu sein. Wir möchten Begegnungen ermöglichen und gemeinsame Interessen identifizieren, die die Menschen zusam-

menbringen. Und was dazu nötig ist und wie es konkret aussehen kann, das weiß keiner besser als die Betroffenen und ihre Nachbarn im Stadtteil. Wobei wir schon mitten im Modellprojekt sind, dessen Herzstück es ist, dass Menschen aktiv und steuernd mitwirken, auch und gerade Menschen mit psychischer Erkrankung.

Der Sozialpsychiatrische Verbund mit seinem Hauptsitz an der Grafenberger Allee mitten in Düsseldorf hat den Zuschlag als einer von fünf Modellstandorten erhalten. Wie konnten Sie die Jury überzeugen?

Ganz genau hat man uns das nicht gesagt, aber ich glaube, es hat überzeugt, dass wir uns schon seit einigen Jahren ganz stark um mehr Teilhabe bemühen. Unsere bewusst auch auf Nachbarschaft und Öffentlichkeit angelegten Feste, also der Weihnachtsmarkt, Vernissagen, der Bücherflohmarkt und vieles mehr, haben sich als feste Termine bereits herumgesprochen. Sehr hilfreich ist es dabei auch, dass wir unser Umfeld schon bei der Planung einbeziehen. So entstand unsere Bücherei in Kooperation mit der benachbarten katholischen Gemeinde. Und der Stadtteilbuchladen ist immer mit einem Stand auf unseren Veranstaltungen vertreten. Diese enge Zusammenarbeit zieht auch weitere Ideen und Projekte nach sich, wie zum Beispiel die Grafenberger Buchwoche mit ganz vielen tollen Veranstaltungen rund ums Lesen.

Wie ist das Feedback aus dem »Sozialraum«?

Wenn man sich überlegt, wie viel Angst das Thema Psychiatrie und psychische Erkrankungen oft auslöst, überrascht es eigentlich, dass wir auf viel Offenheit stoßen. So ziemlich das Schlimmste, was uns bisher passierte, ist, dass man uns noch nicht kennt und Nachbarn vielleicht beim Sommerfest zum ersten Mal feststellen, was es mit den schönen denkmalgeschützten Gebäuden an der Grafenberger Allee auf sich hat. Manchmal gibt es natürlich auch irritierende Begegnungen von Leuten aus dem Stadtteil mit psychisch kranken Bewohnern unserer Einrichtungen – irritierend auf beiden Seiten, weil man zum Beispiel ein bestimmtes Verhalten nicht einordnen kann. Dann ist es gerade wichtig, erklärend und vermittelnd zu begleiten, um gute Erfahrungen daraus zu machen. Aber das geht natürlich nur, wenn Begegnung überhaupt stattfindet, und am besten noch ein bisschen intensiver als beim Sommerfest oder in unserem Spielwarenladen.

Wie kann das Modellprojekt Ihre Arbeit noch befördern?

Das Modellprojekt kommt genau zur richtigen Zeit. Es ist für uns ein An Schub, noch einmal gezielter unser Augenmerk auf die wirklich schwer psychisch kranken Menschen zu lenken, die, die wir vielleicht bei unseren bisherigen Aktivitäten noch nicht mitnehmen konnten. Und zum anderen werden wir auch versuchen, weitere Partner im Stadtteil zu suchen: Vereine, Organisationen oder auch einzelne Bürger, mit denen es bisher noch keine Zusammenarbeit gab. Ein glücklicher Zufall ist es, dass auch die benachbarte evangelische Gemeinde noch mehr Quartiersarbeit leisten will und wir beschlossen haben, verstärkt zu kooperieren. Es wird bestimmt eine sehr fruchtbare Zusammenarbeit.

Wo liegen denn die Schwierigkeiten, Teilhabe zu fördern?

Zum einen gibt es die Kritik an der Sozialpsychiatrie selbst, dass sie keine Gemeindepopsychiatrie betreibt, sondern eine »Psychiatriegemeinde« schafft. Und in der Tat gibt es sehr viele Angebote, bei denen Menschen mit psychischer Erkrankung ganz unter sich bleiben können. Das ist sicher manchmal notwendig, verhindert aber eben auch ganz selbstverständliche Begegnungen an Orten, die nichts mit Psychiatrie zu tun haben. Das ist insbesondere für die durch die Krankheit schwer beeinträchtigten Menschen problematisch, die nicht von sich aus in einen Sportverein gehen oder an einem Malkurs der VHS teilnehmen. Wir müssen herausfinden, welche Begleitung sie dabei brauchen, um es doch zu wagen. Außerdem ist es wichtig, Schnittmengen zu finden. Was gibt es, was für alle interessant ist? Ist es der Grafenberger Fußball-Fanclub oder das Grafenberger Drachenboot, mit dem Menschen aus dem Stadtteil dann beim Drachenboot-Rennen tatsächlich in einem Boot sitzen? Wichtig ist es, über persönliche Erfahrungen, Austausch und Aufklärung Offenheit zu schaffen. Offenheit und Interesse aneinander sind wichtige Meilensteine auf dem Weg zu einem selbstverständlicheren Miteinander. Übrigens ist auch die Headline des Modellprojekts noch einmal von »Willkommenskultur« in »Miteinander inklusiv« umbenannt worden, um genau dies deutlicher zu machen: Teilhabe und Inklusion soll ein Gewinn für alle sein. //

Roelf Bleeker stellte die Fragen.

Info

➔ Herzlich willkommen – diakonische Impulse für ein soziales Miteinander: So lautet das Jahresthema 2016 der Graf Recke Stiftung. Wir werden im Zuge dessen auch vom Willkommensprojekt an der Grafenberger Allee weiter berichten.

Neues vom Modellprojekt unter:
www.graf-recke-stiftung.de/projekt-willkommen

Antje Geske hat die Stabsstelle Qualitätsmanagement (QM) im Geschäftsbereich vor sechs Jahren übernommen. Sie brachte neben jahrelanger Berufserfahrung in verschiedensten Einsatzbereichen der Behindertenhilfe durch ihre Ausbildung als Qualitätsmanagerin und -auditorin (DGQ/EOQ) ein fundiertes Wissen im Bereich Qualitätsmanagement mit. Bereits bei ihrem früheren Arbeitgeber gestaltete sie den Aufbau und die Zertifizierung eines QM-Systems maßgeblich mit. Der Geschäftsbereich entschied sich für ein QM nach DIN EN ISO 9001.

»QM bietet als strategisches Mittel durch klar geregelte Strukturen und Informationswege Sicherheit«, benennt Antje Geske die grundlegende Funktion des Systems. »Das Grundprinzip der ständigen Verbesserung, an dem wir uns orientieren, bietet uns die Möglichkeit, systematisch Prozesse zu überprüfen, neue zu beschreiben und somit schnell auf neue Anforderungen reagieren zu können.«

Antje Geske wird von Mitarbeitenden, den sogenannten Qualitätsmanagementbeauftragten (QMB), aus den einzelnen Bereichen unterstützt. So entsendet zum Bei-

spiel ein Wohnhaus oder die Arbeits- und Ergotherapie je einen Beauftragten zu den monatlichen Treffen. Die QM-Steuerungsgruppe samt Geschäftsbereichsleitung wiederum lenkt das Ganze zentral.

»Die Mitarbeitenden sind die Experten in ihren Tätigkeitsfeldern und können die Prozesse am besten beschreiben«, betont Antje Geske die Wichtigkeit der Beteiligung. »Und auch die Klienten und Bewohner werden als Empfänger unserer vielfältigen Wohn- und Betreuungsangebote bei der Erarbeitung und Umsetzung von Prozessen beteiligt, wenn sie sie direkt betreffen.« So könne ein »lebendiges QM-System im Interesse aller« umgesetzt werden.

Gerade der Austausch, die Auseinandersetzung mit unterschiedlichsten Sichtweisen und Erfahrungswerten mache die Ergebnisse nachhaltiger, fährt die Qualitätsmanagementbeauftragte fort. »Das bringt eine stärkere Identifikation und Auseinandersetzung mit den Inhalten mit sich. Wir möchten keine Formularflut und Mehrarbeit produzieren, sondern durch eine aktive und gemeinsame Erarbeitung und Überprüfung von Prozessen einen Mehrwert für alle Beteiligten erreichen.«

Unverzichtbare Bestandteile eines guten Qualitätsmanagements seien weiterhin »eine klare Verankerung und ein guter Informationsfluss. Kontinuität und Transparenz sind besonders wichtig, um QM als Selbstverständlichkeit des Alltags anzusehen.« So sei QM als fester Teampunkt sowohl in den Bereichsleitersitzungen als auch den Teamsitzungen der einzelnen Einrichtungen implementiert.

Auch mit den Qualitätsmanagementbeauftragten (QMB) der anderen Geschäftsbereiche trifft sich Antje Geske zum Austausch über geschäftsbereichsübergreifende Qualitätsprozesse. Hinzu kommen die einzelnen Qualitätszirkel für bestimmte Aufgaben und Themen und einmal im Jahr ein Mitarbeiter-Infotag.

»Der Mitarbeiter-Infotag, der maßgeblich durch die Qualitätsmanagementbeauftragten geplant und umgesetzt wird, ist inzwischen zu einem Highlight im QM-Jahr geworden«, freut sich Geske. »Neben der Information über Neuerungen in unserem QM-System nutzen wir ihn zum bereichsübergreifenden Austausch und zur Bearbeitung bestimmter Themen. Auch holen wir hier Rückmeldungen ein, die wir unter

QM – im Kopf, nicht im Schrank

Seit 2009 verantwortet Antje Geske das Qualitätsmanagement des Geschäftsbereichs Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik. Seitdem ist sie gemeinsam mit ihren Kolleginnen und Kollegen auf dem Weg der kontinuierlichen Weiterentwicklung des QM. »Besonders wichtig ist uns bei der Gestaltung unseres QM-Systems die Mitwirkung aller Beteiligten«, sagt Antje Geske.



anderem als Grundlage für weitere Planungen und Verbesserungen in unserem System verwenden.«

So habe sich beispielsweise als Ergebnis des letzten Infotages im Rahmen fachlicher Diskussionsrunden die Idee nach speziellen Thementagen mit Raum für einen gemeinsamen Fachaustausch entwickelt, welche in 2016 erstmalig umgesetzt werden. Auch die Umsetzung der Qualitätspolitik und der

»QM ist ein gutes Mittel, die Waagschale zwischen den verschiedenen Ansprüchen zu halten.«

damit verbundenen Ziel- und Maßnahmenplanung sowie deren Auswertung haben im Geschäftsbereich Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik einen besonderen Stellenwert. So werden jährlich die Qualitätsziele des Geschäftsbereichs, welche sich unter anderem aus den Leitlinien der Graf Recke Stiftung ableiten, für jede Einrichtung in Zusammenarbeit mit den Mitarbeitenden und gegebenenfalls auch Beiräten heruntergebrochen.

»QM«, so Antje Geske, »das klingt immer ein wenig nach Standardisierung; dabei liegt die Herausforderung bei uns, Prozesse und

Vorgaben so zu beschreiben, dass unseren Mitarbeitenden einerseits noch genügend Spielräume für die oftmals notwendige individuelle Ausgestaltung bleiben, aber andererseits die Umsetzung bestimmter Anforderungen zum Beispiel durch Gesetze oder Kostenträger jederzeit sichergestellt ist. QM ist ein gutes Mittel, die Waagschale zwischen den verschiedenen Ansprüchen aller interessierten Parteien des Geschäftsbereichs zu halten.«

Seit Anfang 2011 führt sie interne Audits durch. Besonders wichtig war es dem Geschäftsbereich, bereits beim Aufbau des QM-Systems mit der Durchführung interner Audits zu beginnen, um die Akzeptanz, Praktikabilität und Umsetzung der Prozesse direkt vor Ort betrachten zu können. Neben dem Einsatz von Checklisten liegt hier auch ein besonderer Schwerpunkt auf den Rückmeldungen und Anregungen der Mitarbeitenden. Diese werden gebündelt ausgewertet und bei Revisionen berücksichtigt. Auch entstanden bereits einige Qualitätszirkel aufgrund von Rückmeldungen aus den Audits.

Und ebenfalls wichtig: »Bei den Audits führen wir neben einem Protokoll immer auch einen Maßnahmenverfolgungsplan, dessen Bearbeitung spätestens im Folgeaudit überprüft wird.«

All dies führt laut Antje Geske zu einer deutlichen Weiterentwicklung des QM-Systems seit Beginn der Einführung. Neben einer immer positiveren Fehlerkultur nimmt sie auch wahr, dass die Mitarbeitenden den Mehrwert verstanden haben und dadurch noch motivierter mitarbeiten; ebenso seien die Klienten und Bewohner gut einbezogen. »Die Schnittstellen funktionieren immer besser und wir bündeln und nutzen unser Wissen bereichsübergreifend.« Eine gute Unterstützung leiste dazu auch die spezialisierte QM-Software.

Aber wird das QM nicht irgendwann zum unüberschaubaren Wust? »Nein«, meint Antje Geske. »Denn durch die aktive Auseinandersetzung mit den Prozessen, deren regelmäßige Überprüfung sowie eine hohe Transparenz und klare Informationswege können wir genau erkennen, welche Prozesse gegebenenfalls noch einmal nachgebessert und vielleicht auch sogar verschlankt werden können.«

Und so bilanziert die Qualitätsmanagerin uneingeschränkt positiv: »Ich freue mich sehr über das Engagement meiner Kolleginnen und Kollegen beim gemeinsamen Aufbau unseres QM-Systems. Denn genau das sorgt dafür, dass QM bei uns nicht als Akte im Schrank steht, sondern in den Köpfen aller Beteiligten ist.« //





Ganz normal

Mit 26 Jahren hat Frank Frieze es geschafft. Er konnte innerhalb des Heilpädagogischen Verbundes der Graf Recke Stiftung von einer Wohngruppe in die eigenen vier Wände ziehen. Und er genießt es, »so normal wie möglich zu leben«. Dabei unterstützt wird er von den Mitarbeitern des Ambulant Betreuten Wohnens.

Von Roelf Bleeker

Ein Mittwochnachmittag mitten in Ratingen. Rushhour, es brummt und knattert in der Stadt. Frank Frieses Wohnung liegt mittendrin – und ist für ihn doch ein Ort der Ruhe. Das erste Mal seit der 26-Jährige vor 16 Jahren von zuhause ausgezogen ist, lebt er in einer eigenen Wohnung.

Der Tag beginnt für ihn um sechs Uhr morgens, wenn der Handywecker klingelt. Danach hat Frank Frieze einen genauen Ablauf eingeübt. »Ich stehe auf, wasche mich und dann gehe ich los zur Haltestelle.« Frank Frieze nimmt bewusst einen Bus früher. Die Busse, die danach kommen, sind ihm zu überfüllt, denn es befindet sich eine Schule auf dem Weg zur Arbeit. Einmal muss er umsteigen. »Das habe ich mir selbst beigebracht«, sagt er mit erkennbarem Stolz. »Frank lehnt das Angebot eines Fahrdienstes zur Arbeit kategorisch ab«, erzählt Christoph Schluckebier, Bereichsleiter im Heilpädagogischen Verbund. »Das entspricht nicht seinem Bild von Normalität.«

In der Werkstatt für angepasste Arbeit arbeitet er an der Heißmangel. Dazu gehört es ab und zu auch, die Wäsche mit einem Fahrer auszuliefern. »Da fahre ich ganz gern mit, ich mag den Kontakt zu den Kunden«, erklärt Frank Frieze. Um halb vier ist Feierabend und für Frank Frieze Zeit zum Ausruhen, sobald er mit Bus und Bahn wieder in seiner Wohnung angekommen ist.

Nach der Verschnaufpause stehen oft Termine mit einer Mitarbeiterin des Heilpädagogischen Verbunds auf dem Programm. In der individuellen Hilfeplanung ist festgelegt, in welchen Bereichen und welchem Umfang Frank Frieze Unterstützung erhält. »Seine« Bezugsbetreuerin Annette Methfessel fördert ihn darin, alles, was er zum selbstständigen Leben benötigt, zu erlernen: Das reicht von grundlegenden Fertigkeiten

wie der Wohnungshygiene, der Beschaffung und Zubereitung von Nahrungsmitteln über das Wahrnehmen von Arzt- und Behördenterminen bis hin zur sinnvollen Freizeitgestaltung. »Gerade der Punkt Freizeitgestaltung ist in der eigenen Wohnung von großer Wichtigkeit«, sagt Christoph Schluckebier, gelte es doch, die Balance zwischen Erholung und Aktivität zu finden – und zwar so, wie es für das eigene Wohlbefinden nötig ist. Dazu gehört für Frank Friese nach dem Umzug auch, die Umgebung zu erkunden und nachbarschaftliche Kontakte zu knüpfen.

Christoph Schluckebier zeichnet Frank Frieses bisherigen Lebensweg kurz nach: 1998 ist der damals Zehnjährige von zuhause in eine Wohngruppe der Jugendhilfe der Graf Recke Stiftung gezogen, den Geschäftsbereich Erziehung & Bildung. Als er 18 wurde, wechselte er in das Wohnhaus des Heilpädagogischen Verbunds auf der Gießlerstraße in Ratingen. Dort konnte er nach und nach immer mehr Fähigkeiten einüben, ganz praktische wie auch im sozialen Miteinander. Und je selbstständiger er wurde, desto stärker wurde auch sein Wunsch nach einer eigenen Wohnung. Zielstrebig und mit viel Geduld arbeitete er daran. »Da wirkte sich seine Dickköpfigkeit sehr positiv aus«, beschreibt Annette Methfessel seine Entwicklung.

Ambulant Betreutes Wohnen in einer eigenen Wohnung, das ist das, was auch der Kostenträger will. »Es gibt keine neuen stationären Einrichtungen mehr, Wohnheime werden keine mehr gebaut«, erklärt Christoph Schluckebier. »Die besondere Herausforderung besteht darin, dass wir auch Menschen mit hohem Unterstützungsbedarf im Ambulant Betreuten Wohnen begleiten.«

Es ist nicht nur der Kostenträger, der Landschaftsverband Rheinland, der die Ambulantisierung fördert. »Auch unter vielen Bewohnern des Heilpädagogischen Verbunds ist das so genannte BeWo, also das Ambulant Betreute Wohnen, ein Ziel«, berichtet Annette Methfessel. »Sie reden darüber am Arbeitsplatz oder in der Freizeit. Für viele ist eine eigene Wohnung sehr wichtig. Dahinter steckt auch der Wunsch, mehr Verantwortung für das eigene Leben zu übernehmen. Das begrüßen wir sehr.«

Auch Christoph Schluckebier lässt daran keinen Zweifel: »Die Zukunft gehört der Ambulantisierung. Das zu schaffen, ist die Herausforderung, sei es mit einem erweiterten Netzwerk oder bei Bedarf auch mit einer 24-Stunden-Betreuung, wenn der Betroffene es trotz schwerster Behinderung vorzieht, allein anstatt im stationären Bereich, sprich: in einer Wohngruppe zu leben. Das fordert schon die UN-Behindertenrechtskonvention.«

Aber egal wie groß die Beeinträchtigung ist: Zu schwierigen Situationen, in denen die ambulante Betreuung nicht ausreicht, kann es immer mal kommen. Dann haben die Klienten die Möglichkeit, für einen absehbaren Zeitraum in die Sicherheit des Wohnhauses mit seiner engmaschigen Betreuung zurück zu kehren.

Für Frank Friese ist es auch hilfreich, dass noch andere Klienten des Heilpädagogischen Verbunds im selben Mietshaus leben und Kontakt miteinander halten. »Und natürlich können unsere Klienten auch die Kollegen ansprechen, die nicht ihre Bezugsbetreuer sind, aber die gerade im Haus sind«, betont Annette Methfessel.

Noch ist der Umzug in die eigenen vier Wände nicht allzu lange her, da hat Frank Friese schon sein nächstes Ziel vor Augen: Als begeisterter Karnevalist ist er bereits zweimal mit der Fußgruppe des Heilpädagogischen Verbunds beim Ratinger Rosenmontagszug mitgezogen. Sehr gerne würde er einmal auf einem Wagen mitfahren und von dort aus Kamelle unter das Volk bringen. Mitmachen, dabei sein – und auch selbst etwas geben. Für Frank Friese ist das ganz normal. //



Frank Friese sorgt für Ordnung in seinen eigenen vier Wänden.

Info

- ➔ Der Landschaftsverband Rheinland (LVR) finanziert die Fachleistungsstunden im Rahmen der Eingliederungshilfe. Festgelegt wird der Hilfebedarf in einem gemeinsam mit dem Klienten verfassten individuellen Hilfeplan. Hierbei kommt insbesondere das persönliche Interview zum Tragen. Nach Einreichen dieses mehrseitigen Formulars wird von Seiten des LVR zum Hilfeplangespräch geladen, sodass letzte offene Fragen im persönlichen Gespräch ausgeräumt werden können. 33 Bewohner des Heilpädagogischen Verbundes leben in eigenen Wohnungen im Bereich Düsseldorf und dem Kreis Mettmann.

Was ist eigentlich ...

Psychoedukation

Psychoedukation ist die Vermittlung von Wissen über die Erkrankung oder Behinderung.





Seiten

Was machen Sie eigentlich,
wenn Sie nicht im Dienst sind?

blick!

Ein großer Tag für den Pinguin

Es gibt Tage im Leben, da passt alles zusammen. Für Angela Stein, Pflegedienstleitung im Walter-Kobold-Haus in Düsseldorf-Wittlaer, war ihr Geburtstag Anfang des Jahres solch ein Tag. Und das kam so.

Angela Stein war 16 Jahre lang Presbyterin in ihrer Gemeinde in Duisburg. Die Aufgaben wurden immer mehr. Nach 16 Jahren kandidierte sie nicht noch einmal. »Aus Zeitmangel«, sagt sie.

Doch der Zeitgewinn, der sich daraus ergab, blieb nicht lange ungenutzt: »Mein Mann und mein Sohn sind schon länger Eishockeyfans. Irgendwann hieß es: Mama, komm doch mal mit.«

Und so ging Angela Stein mit. Zu den Pinguinen nach Krefeld. Die spielen in der Deutschen Eishockey-Liga. Sie ging das erste Mal hin. Ein zweites Mal. Und sie fragte sich: »Wo ist der Puck? Warum pfeift jetzt der Schiedsrichter? Aber dank tatkräftiger Mithilfe meiner Jungs und der anderen Fans habe ich bald gelernt: was ein Icing, wann Abseits ist und was ein hoher Stock bedeutet. Und dann sieht man plötzlich viel mehr und kann dem Spiel folgen. Beim dritten Mal war ich voll dabei!«

Das war vor vier Jahren.

»Ursprünglich war es nicht der Sport, sondern das Zusammensein mit meinen beiden Liebsten und die Atmosphäre im Stadion«, erzählt Angela Stein. »Das hat ja so gar nichts mit meiner Rolle im wirklichen Leben zu tun – laut zu gröhlen, zu kreischen und zu jubeln.« Aber bald schon stellte Angela Stein fest, dass das ein wunderbarer Wochenabschluss sei: »Freitagabends in der Halle alles loszuwerden, was einen so bedrückt. Man lernt so viele Leute kennen, die jedes Mal um einen herum auf der Tribüne stehen oder die man vorher und nachher im Karussell trifft.« Das Karussell ist die Kneipe, in der sich die Fans zur Vor- und Nachbesprechung treffen. »Da wird das letzte Spiel resümiert und über das nächste philosophiert.«

Und dann der Tag, an dem alles passte: Ihr 59. Geburtstag. Ein Auswärtsspiel, ausgerechnet bei den Kölner Haien. Und dann auch noch die jährliche »Sambafahrt«, die einmal im Jahr vom Fanclub zu einem Auswärtsspiel organisiert wird. Dieses Mal aber nicht mit dem Zug, sondern per Schiff. Ablegen in Angela Steins Heimatstadt Duisburg, über den Rhein in die Domstadt – und an Bord singen 600 Fans dem Geburtstagskind ein Ständchen! Damit nicht genug: Auf dem Rückweg fährt tra-

Das Berufsleben ist nur eine Rolle, die wir alle in unserem Leben spielen. Privat sind unsere Mitarbeitenden noch viel mehr als Heilpädagogen, Pflegekräfte, Erzieher, Sachbearbeiter, Unternehmenssprecher, Hausmeister oder Integrationshelfer. Und jeder von uns hat etwas Besonderes aus seinem Leben zu erzählen. So wie Angela Stein, Pflegedienstleiterin im Walter-Kobold-Haus in Düsseldorf-Wittlaer.

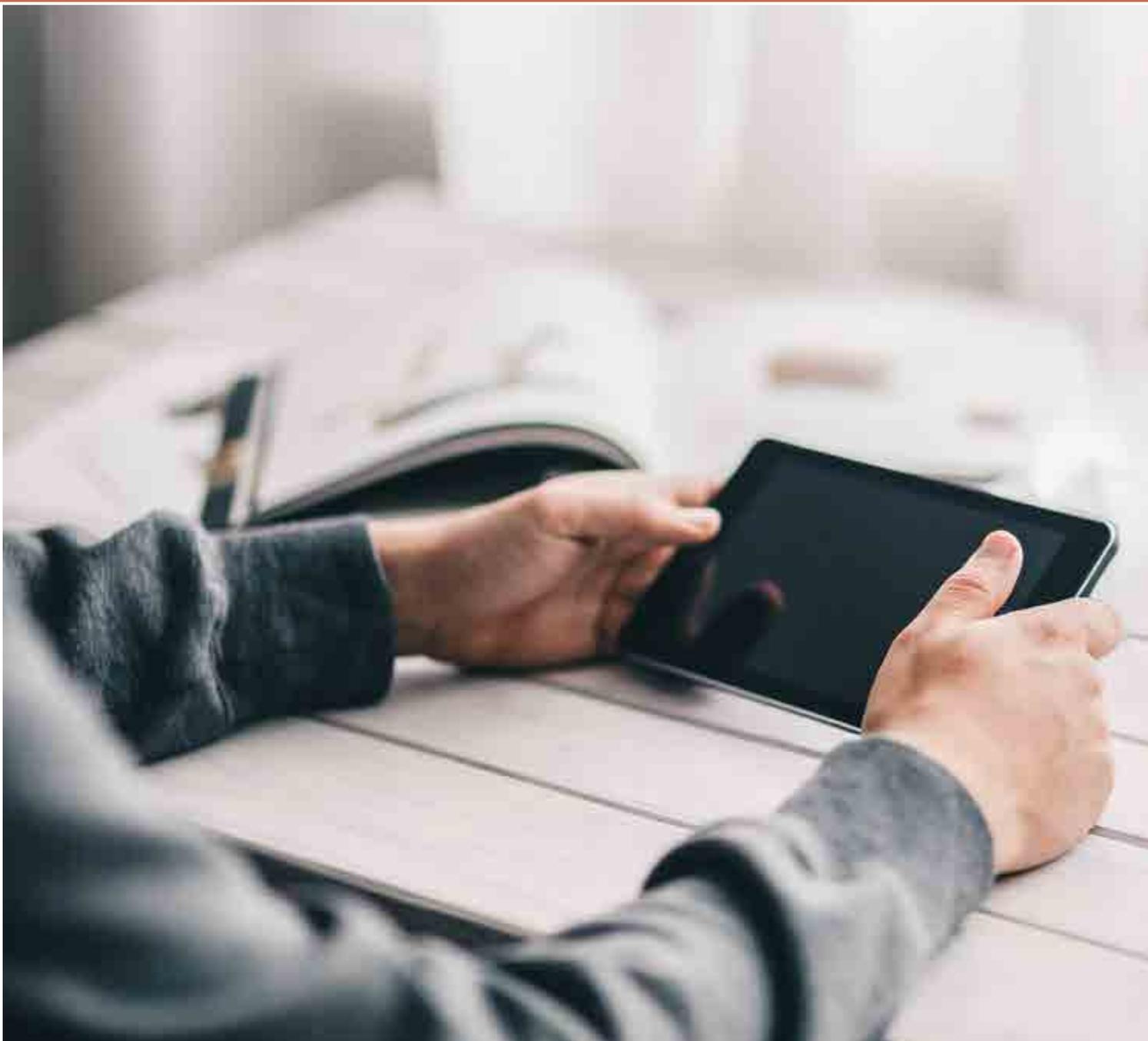
ditionell die Mannschaft der Krefelder Pinguine mit – und singt Angela Stein ebenfalls ein Ständchen!

Das Eishockey gehört längst zum Leben von Angela Stein dazu. Sonntagmorgens entscheiden ihr Mann und sie schon mal spontan, zu einem Auswärtsspiel zu fahren. Das traditionelle jährliche Pärchenwochenende mit Ehemann und Sohn samt dessen Freundin richtet sich inzwischen nach attraktiven Auswärtsspielen der Pinguine: Hamburg, Berlin, München... »Für mich ist das toll, diese Eishockeysaison miteinander zu verbringen und sich zu diesem Anlass regelmäßig zu sehen. Das ist ein Familienereignis außerhalb von Geburtstagen und familiären Pflichtveranstaltungen.«

Deshalb ist Angela Stein ein Pinguin, durch und durch. »Ich hätte mir nie träumen lassen, dass ich über sowas Entspannung, Ausgeglichenheit und innere Ruhe finde. Alleine das laute Singen, mit netten Leuten zu quatschen, auch über private Dinge – ich gehe dahin und habe Spaß, egal ob wir gewinnen oder verlieren!«

Das ist gut, denn momentan verlieren die Pinguine oft und sie stehen ganz unten in der Tabelle der Deutschen Eishockey-Liga. Aber an diesem besonderen Tag in Köln, an dem alles passte, da haben Angela Steins Pinguine – wie sollte es anders sein? – gewonnen! //

Von Roelf Bleeker



Von Roelf Bleeker

Hossein und Hamza sind zwei von insgesamt 21 unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen, die in Düsseldorf eine erste Heimat in Wohngemeinschaften der Graf Recke Stiftung gefunden haben. Drei Monate war der 16-jährige Hossein auf der Flucht. Von Helmand im Irak nach Düsseldorf. Übers Kinderhilfezentrum kam er in die neu eingerichtete Wohngemeinschaft der Graf Recke Stiftung: Sieben Wohnungen mit je drei Bewohnern hat die Stiftung im Düsseldorfer Zooviertel angemietet – nahe der Graf-Recke-Straße. Gleich um die Ecke liegt

das Stammgelände der Stiftung, auf dem der Graf 1822 mit seiner Arbeit für Straßenkinder in Düsseldorf begann.

Hossein war drei Monate lang auf der Flucht: »Boot, laufen, Zug«, sagt er. Auf Deutsch! Er habe sich schon so einiges über ein Online-Wörterbuch auf seinem Smartphone beigebracht, erklärt er. Hamza spricht lieber englisch. Das hat sich in kurzer Zeit sehr verbessert. Er schreibt gern Gedichte und möchte nun auch endlich die Sprache seiner neuen Heimat lernen. Wenn man langsam mit ihm spricht, versteht er schon sehr viel.

5.000 Euro Spende für Online-Deutschkurse und Tablets

Hamza, Hossein und ihre Mitbewohner sind ungeduldig, möchten, dass es weitergeht für sie. Hamza versteht nicht, warum das so lange dauert, bis er einen Platz in der Schule bekommt. »Er ist ein Anwärter fürs Gymnasium«, berichtet Eva Kindler, Teamleiterin der Wohngemeinschaft. Sie hat Verständnis sowohl für die Ungeduld der Jugendlichen als auch für die Herausforde-

Freenet unterstützt minderjährige Flüchtlinge

Auf dem Smartphone bringen sich viele junge Flüchtlinge mit den Online-Wörterbüchern schon einige Deutschkenntnisse bei. Aber wissbegierige Jugendliche wie Hossein und Hamza wollen möglichst schnell richtig gut deutsch sprechen können. Jetzt hilft ihnen eine Spende der freenet Datenkommunikations GmbH dabei.



Hossein (dritter von links), Hamza (mit Scheck) und ihre Mitbewohner sowie ihre Teamleiterin Eva Kindler und ihr Kollege freuen sich über die Spende von freenet-Geschäftsführer Dr. Frank Rüders (dritter von rechts).

rung, die die Behörden bewältigen müssen.

Eva Kindler wird täglich mit dem dringenden Bildungswunsch der Jungs aus Syrien, dem Irak und Afghanistan konfrontiert: »Sie sind unglaublich lernbegierig.« Deshalb freut sie sich mit ihnen über die Spende der freenet Datenkommunikations GmbH: Einen 5.000 Euro-Scheck hat Dr. Frank Rüders, Leiter des freenet-Standorts Düsseldorf, an Bewohner und Erzieher der Gruppe übergeben. Von dem Geld sollen Online-Deutschkurse und Tablets für Hossein, Hamza und ihre 19 Mitbewohner angeschafft werden. Damit wollen sie nun ganz

schnell und unterstützt von zwei ehrenamtlichen Lehrern, die Sprache ihrer neuen Heimat lernen.

Die Freude ist auch auf Seiten der Spender: »Wir freuen uns, mit dieser Spende die wichtige Arbeit der Graf Recke Stiftung unterstützen zu können«, sagt Rüders. »Uns ist es wichtig, mit den Spenden lokale Einrichtungen zu fördern. Die Arbeit der Stiftung trägt maßgeblich zur Integration von Flüchtlingen hier in der Region bei und hilft den Minderjährigen dabei, wieder etwas Sicherheit zu bekommen.« //

Ihr Engagement

Hilfe, die ankommt:

Finanzielle Unterstützung, Sachspenden und ehrenamtliche Arbeit.

Meistern Sie mit uns das Leben: Gern beraten wir Sie zu den Möglichkeiten des Engagements.



Sprechen Sie uns an.

Per E-Mail, telefonisch oder in einem persönlichen Gespräch.

Sandra Spiegel,
Telefon: 0211. 94008 184,
s.spiegel@graf-recke-stiftung.de

Da sein, wenn's brennt



Diana Gloger und Marco Herzog haben sich zu Inklusionsassistenten weitergebildet.

Inklusionsbegleiter kämpfen zuweilen noch immer um angemessene Akzeptanz in Schulen und Kitas. Eine Zertifizierung leistet nun einen wichtigen Beitrag zur Aufwertung des Berufstandes.

Von Achim Graf

Eine inklusive Gesellschaft ist zunächst eine politische Vision. Für Diana Gloger und Marco Herzog allerdings ist sie gelebte, tägliche Praxis. Sie kümmert sich als Inklusionsbegleiterin an einer Kölner Förderschule um ein Mädchen mit mehrfacher Behinderung, er an einer Düsseldorfer Gesamtschule um einen Jungen mit Förderbedarf. Ihr Ziel: Die beiden Jugendlichen sollen durch Unterstützung wie alle anderen am Unterricht teilnehmen können. Einfach ist das bei weitem nicht immer.

Insgesamt 519 Menschen übernehmen für die Graf Recke Stiftung in Köln, Düsseldorf und im Kreis Mettmann derzeit eine solche oder ähnliche Aufgabe. »Die Visitenkarte des Familien unterstützenden Dienstes«, nennt Jonny Hoffmann diese Kolleginnen und Kollegen, weil diese die Stiftung vor Ort, bei den Menschen vertreten. Und er muss es wissen. Jonny Hoffmann ist seit Dezember 2015 der Leiter des FuD.

Dass Diana Gloger einst Teil dieser stetig wachsenden Abteilung sein würde, war für sie kaum abzusehen. Rechtsanwaltsfachangestellte ist der Ausbildungsberuf der gebürtigen Wiesbadenerin, die seit vielen Jahren mit ihrem Partner in Köln lebt. Nach ihrer Erziehungszeit hat sich die zweifache Mutter allerdings beruflich völlig neu orientiert. Auf Empfehlung einer Freundin hin bewarb sie sich 2011 bei der Graf Recke Stiftung für eine Stelle in der Schulbegleitung – »und ich bin direkt genommen worden, in der Einzelbetreuung auf der Förderschule für geistige Entwicklung am Sandberg in Poll«, wie sie erzählt. Die 42-Jährige, die nach anderen Stationen aktuell wieder dort arbeitet, ist bis heute sehr glücklich über diese Entwicklung.

Zufall ist diese allerdings nicht. Neben Erziehern oder Pädagogen auch bewusst Fachfremde als Inklusionsbegleiter für Menschen mit Unterstützungsbedarf einzusetzen, ist laut FuD-Leiter Hoffmann ein besonderes Merkmal der Graf Recke Stiftung. Grundvoraussetzung sei allerdings, »dass die Kandidaten über genügend Lebenserfahrung und Idealismus verfügen«, betont er. Zudem versuche man, möglichst viele Quereinsteiger für den Weiterbildungskurs zum Inklusionsassistenten durch das LVR-Berufskolleg zu gewinnen, in dem unter anderem medizinische und entwicklungspsychologische Grundlagen sowie die Vermittlung ethischer und pädagogischer Grundhaltungen auf dem Plan stehen.

Nicht nur Diana Gloger hat diesen Kurs vor kurzem durchlaufen, auch Marco Herzog. Der Diplom-Theologe, der zuvor unter anderem zehn Jahre als Seelsorger gearbeitet hat sowie in der Psychiatrie und der Jugendhilfe tätig war, verlegte vor fünf Jahren seinen Arbeitsschwerpunkt auf die Inklusionsbegleitung. Als »sehr abwechslungsreich« bezeichnet er seine Aufgabe, hat er seitdem doch Kinder und Jugendliche an ganz unterschiedlichen Schulformen unterstützt. Von einzelnen Vertretungen einmal abgesehen ist in seinen Berufsalltag nun jedoch mehr Kontinuität eingekehrt: Seit rund drei Jahren ist der 46-Jährige an der Hulda-Pankok-Gesamtschule im Düsseldorfer Süden im Einsatz, betreut derzeit einen Schüler mit Autismus-Spektrum-Störung.

»Schüler testen mitunter, wie viel Humor man besitzt.«

Das Angenehme sei, dass die Berufsgruppe der Inklusionsassistenten an der Schule Tradition habe, sagt Marco Herzog. »Die Schüler sind es gewohnt, dass auch Erwachsene im Klassenzimmer sind, die keine Lehrer sind.« Das war nicht an jeder seiner bisherigen Stationen der Fall. Und so nennt Herzog nicht ohne Grund Schlagfertigkeit als wichtige Voraussetzung für seinen Job. Denn Sprüche von anderen Schülern hat er häufig erlebt. Man sei zwar offiziell einem Einzelnen zugeordnet, meint er, das heiße ja aber nicht, dass die anderen einen nicht wahrnehmen. »Da kommt es mitunter schon vor, dass die Schüler testen, wieviel Humor man besitzt«, erzählt er mit einem Lachen.

Wie wichtig seine Aufgabe ist, sei ja nicht immer zu erkennen, macht Marco Herzog deutlich. Er vergleicht seinen Beruf gerne mit dem bei der Feuerwehr. Auch bei dieser komme es darauf an, da zu sein, »wenn's brennt«. Die zuweilen unterschiedlichen Wünsche von Eltern und Lehrern sowie des Schülers zu erfüllen, nennt er eine zusätzliche Herausforderung. »Die eine Seite erwartet vor allem gute Noten, die andere einen entspannten Schulalltag.« Herzog hilft bei diesem Balanceakt zweifellos seine Zusatzausbildung als systemischer Berater. Und doch war ihm die von der Stiftung finanzierte Weiterbildung zum zertifizierten Assistenten äußerst willkommen. Schon

allein den Austausch unter Kollegen habe er »als sehr stützend erlebt, im Berufsalltag kommt das ja oft zu kurz«. Sich mit den pädagogischen Grundhaltungen zu befassen, hätte seinen Horizont ebenso erweitert wie die Übungen zu kreativen, spielerischen und körperorientierten Handlungskonzepten. »Und Spaß hat es außerdem gemacht.«

Auch Diana Gloger bereut ihre Teilnahme keinesfalls, auch wenn sie dafür einmal im Monat immer wieder den Freitagnachmittag und einen kompletten Samstag aufgewendet hat, insgesamt acht Monate lang. »Gerade als Mutter war das schon hart, von den Zeiten her.« Doch vor allem die in Düsseldorf vermittelten Tipps für die Praxis, ob in Sachen Hygiene oder beim Anreichen von Essen, seien gerade für Quereinsteiger extrem wertvoll, meint sie. Und auch aus dem Sportteil hat sie viele Anregungen mitgenommen. Etwa, wie man Kinder beim Spielen so mit einbindet, dass am Ende keiner der Verlierer ist.

Die 42-Jährige würde die Weiterbildung daher jeder Kollegin und jedem Kollegen ans Herz legen, »am besten schon im Vorfeld«. Wie Marco Herzog, der im Zertifikat eine Aufwertung des Berufsstandes sieht, glaubt auch Diana Gloger, dass dies zu einer höheren Akzeptanz führen wird. »Inklusion macht nur Sinn, wenn Lehrer, Eltern, Therapeuten und wir an einem Strang ziehen und sich alle darauf einlassen«, sagt Gloger. In den Schulen, so ihre Erfahrung, sei man da häufig schon weiter als in den Kitas.

FuD-Leiter Jonny Hoffmann geht noch einen Schritt weiter: »Inklusion betrifft ja nicht nur die Bildung in Bezug auf Menschen mit Behinderung«, betont er. »Das umfasst ja alle Lebensbereiche. Erst dann haben wir echte Inklusion.« Nichtsdestotrotz sei die Inklusionsbegleitung in Schulen und Kitas »nach wie vor unser Kerngeschäft«. Und so plane man über die Zertifizierung hinaus regelmäßige Fortbildungen und einen stetigen Informationsaustausch. Das Verhalten in Krisensituationen könnte dabei ebenso ein Thema sein wie das rechtzeitige und verlässliche Erkennen einer Kindeswohlgefährdung.

Falls Diana Gloger sich für eine entsprechende Weiterbildung neben dem Beruf entscheiden sollte, könnte sie zumindest mit Verständnis bei ihrem Partner für diese Zusatzbelastung rechnen: Er ist ebenfalls Inklusionsassistent bei der Graf Recke Stiftung. //



Eine Kämpferin. Mitten im Leben

Ein ungemütlicher Februarvorabend im äußersten Düsseldorfer Süden. Hinter den Gardinen im Wohnzimmer des Mehrfamilienhauses wird es langsam dunkel. Von Zeit zu Zeit rauscht dahinter die S-Bahn vorbei. Gastgeberin Tanja Abadi sitzt auf ihrer Couch und sucht immer wieder nach Worten, um all die Schwierigkeiten ihres 39-jährigen Lebens zu beschreiben – und die Hoffnung und die Stabilität, die sie inzwischen wieder gefunden hat.

Von Roelf Bleeker

Danuta Mohr begleitet Tanja Abadi seit bald fünf Jahren. Seit damals, als diese ihrem Leben in Gummersbach nur noch den Rücken kehren wollte. Tanja Abadi zog es zurück in ihre Heimatstadt Düsseldorf – doch alleine schaffte sie es nicht. Ihr fehlte die Kraft. »Ich konnte nicht jeden Tag nach Düsseldorf fahren, um mir eine Wohnung zu suchen.«

Über das Jugendamt Düsseldorf wurde ihr die Flexible Einzelfallhilfe, kurz »Flex«, der Graf Recke Stiftung vermittelt. Danuta Mohr, Mitarbeiterin der Flex, half Mutter Tanja mit ihren beiden Töchtern Vanessa und Lea, eine Wohnung zu finden, Tanja Abadi bei der ARGE zu melden und den Kindern eine neue Schule zu vermitteln. Anfangs

lief es ganz gut: »Wir haben wider Erwarten sehr bald eine Wohnung gefunden.«

Doch dann kam der erste Einbruch. »Mit dem Umzug habe ich gehofft, dass alles besser wird, ich mein Leben unter Kontrolle bekomme«, beginnt Tanja Abadi immer flüssiger zu berichten. »Ich bin in ein ganz tiefes Loch gefallen. Vor meinem Mann musste ich jetzt keine Angst mehr haben – aber nun kam die Trauer erst richtig durch.«

Die Trauer: Im April 2011 hatte sich eine ihrer fünf Töchter das Leben genommen. Psychische Probleme, sie sei einfach nicht mehr klar gekommen, erzählt sie. Nun kam sie selbst überhaupt nicht mehr zurecht und dachte daran, den gleichen Weg wie ihre Tochter zu wählen. Doch sie vertraute sich ihrer Familienhelferin an: »Ich habe Frau Mohr angerufen, habe gesagt: Ich muss in die Klinik, sonst werfe ich mich vor den ICE.«

Tanja Abadi war mehrere Wochen in stationärer Behandlung. Lea und Vanessa, die mit ihr aus Gummersbach umgezogen waren, kamen in die Kinderschutzstelle. Es sah wieder einmal nicht gut aus für die Familie Abadi.

»Frau Abadi hatte keinen Trumpf im Ärmel, von Anfang an nicht in ihrem Leben«, sagt Danuta Mohr. Nach dem Tod ihrer Mutter wuchs Tanja bei ihrer Tante auf. Dann starb auch die Tante. Im Alter von fünf Jahren begann ihr Weg durch mehrere Pflegefamilien. Mit 18 die erste eigene Wohnung in Düsseldorf. »Ich hatte immer lange Beziehungen«, sagt Tanja Abadi, »dafür aber auch sehr lebhaft...« Soll eigentlich heißen: »Es ging immer um Gewalt, die auch die Kinder mitgekriegt haben.«

Aus Tanja Abadis Beziehungen gingen sechs Kinder hervor. Bei ihr wohnt jetzt noch Vanessa. Tochter Sanja lebte eine Weile in der Wohngemeinschaft Rheydt der Graf Recke Stiftung. So wurden auch erste Kontakte zwischen der Familie Abadi und Mitarbeitenden der Stiftung geknüpft.

Eberhard Kurschildgen ist Teamleiter und Familientherapeut und hat oft bei Tanja Abadi im Wohnzimmer gesessen. Er erklärt, wie die ambulante Betreuung funktioniert: »Alle halbe Jahre haben wir ein Hilfeplangespräch, da werden die einzelnen Parameter der Hilfe festgelegt. Wir beraten und unterstützen Frau Abadi mit ihren Kindern, klären dabei auch Einzelförderungen für die Kinder ab, die zusätzlich neben der Familienberatung notwendig sind. Abgerechnet wird über Fachleistungsstunden.«

»Als sie aus der stationären Unterbringung heraus kam, hat Tanja Abadi an einer mehrwöchigen traumatherapeutischen Reha teilgenommen«, berichtet Danuta Mohr. Dann seien sie und ihre inzwischen 14-jährige Tochter Vanessa wieder gemeinsam in ihre Wohnung zurückgekommen. Auch die heute 16-jährige Lea wollte nun wieder nach Hause. »Das war zu diesem Zeitpunkt sicher kein hilfreicher Weg«, meint Eberhard Kurschildgen. »Sie haben sich breitschlagen lassen«, sagt er zu Tanja Abadi. Es gab Streit, es gab Familienkonferenzen, und nach und nach stellte sich heraus: Tanja Abadi konnte Lea nicht gerecht werden. Doch sie scheute die Konsequenzen. »Ich kannte es nie anders, als es allen recht zu machen – in meiner Kindheit, in meinen Beziehungen... Ich habe mich immer nach anderen gerichtet, das habe ich total verinnerlicht.«

»Ich kannte es nie anders, als es allen recht zu machen.«

Im Laufe unzähliger Gespräche kam Tanja Abadi zu einer Entscheidung. »Sie haben es vermocht«, wendet sich Eberhard Kurschildgen an Tanja Abadi, »Lea zu sagen: Ich kann nicht mehr mit dir zusammen wohnen!« Lea zog zunächst zu einer Freundin, dann in die Kinderschutzambulanz. »Sie hat sich damit schwer getan, nicht mehr bei ihrer Mutter sein zu können«, erinnert sich Kurschildgen. »Aber als alles eindeutig war und eine klare Richtung vorgegeben wurde, konnte sich Lea darauf einlassen.« Heute lebt sie in einer Wohngruppe auf dem Campus in Hilden und kommt dort gut zurecht. Kurschildgen: »Sie bedarf im Moment mehr Unterstützung, benötigt einen anderen Rahmen als zuhause.«

Stationär. Ambulant. Stationär. Es sind die verschiedenen Phasen des Lebens, die verschiedene Betreuungen erfordern. Tanja Abadi ist auf einem Weg der Verselbstständigung, geht zur Therapie, wird je nach Lage mehr oder weniger eng von der Flex begleitet. »Wieder in der Wohnung zu sein, ist eine sehr gute Entscheidung«, sagt Tanja Abadi. »Ich bin so weit stabil – im Sinne von: keine Einbrüche mehr. Irgendwie kriege ich das geregelt. Mal mehr, mal weniger.« Sie ist zur Ruhe gekommen. Danuta Mohr meint: Frau Abadi wurde immer authentischer und wahrhaftiger. Sie hat die eigenen Handicaps nicht ignoriert, sondern hat zu ihnen »gestanden und ihnen einen Platz im eige-

nen Lebensentwurf eingeräumt«. Das war der erste und vielleicht wichtigste Schritt, dem viele folgten, bis hin zu einem neuen Selbstbewusstsein. Danuta Mohr sagt: »Dieses solide Fundament gibt auch ihren Kinder wieder Sicherheit und Orientierung.«

»Ich wollte oft aufgeben, habe mich nicht mehr gemeldet, weil ich keine Lust hatte«, sagt Tanja Abadi. »Jeder Mensch hat sein Schrittmaß. Sie mussten sich schützen. Das ist Ihr gutes Recht. Aber Sie haben immer wieder die Kurve gekriegt«, sagt Eberhard Kurschildgen. »Frau Abadi hat im Verlauf des Hilfeprozesses immer wieder die Konfrontation mit der eigenen Geschichte und Lebenswirklichkeit angenommen«, sagt Danuta Mohr. »Auch wenn die eigene Wirklichkeit ihr manchmal wieder bedrohlich nahe kam und nicht selten die alten Lebensmuster zu siegen drohten. Auch wenn sich wegschleichen und im eigenen Schmerz und Unvermögen zu verharren manchmal einfacher erschien, als sich zu spüren.«

Tanja Abadi spürt sich wieder. »Ich brauche keine Medikamente mehr!«, freut sie sich. »Sieben Jahre lang habe ich die nehmen müssen.« Die Unterstützung der Familienberatung möchte sie gern behalten, wenn auch nicht in diesem intensiven Umfang. »Ganz ohne kann ich es mir nicht vorstellen.« Sie hat im November 2015 angefangen zu arbeiten, hilft in einer Offenen Ganztags schulbetreuung bei den Hausaufgaben und betreut die Kinder, bis sie nach Hause gehen.

Sie arbeitet. Das erste Mal in ihrem Leben!

Sie wendet sich an Danuta Mohr: »Ich hätte das ohne Sie nicht geschafft!«

Einen Tag nach dem Gespräch in Tanja Abadis Wohnzimmer meldet sich Danuta Mohr noch einmal per E-Mail. »Ich habe großen Respekt vor dem Mut, dem langen Atem und dem Vertrauen, das Frau Abadi dem Helfersystem entgegengebracht hat. Ohne ihre immer wiederkehrende Bereitschaft zur Mitarbeit, stände sie nicht da, wo sie heute steht: Mitten im Leben!«

Und am Ende schreibt sie: »Vielleicht findet sich in Ihrem Artikel über die Flexible Hilfe und Familie Abadi noch ein Plätzchen für einen Satz, in dem meine Wertschätzung gegenüber dieser Frau zum Ausdruck kommt:

Sie ist eine wahre Kämpferin mit einem großen Herzen.« //

Von Roelf Bleeker

Der Geist diakonischer Einrichtungen war ein anderer, als Roland Stroemer seinen Dienst in der Graf Recke Stiftung antrat. »Die Grenzen waren sehr viel enger damals«, sagt er. Im vergangenen Jahr konnte der Heilpädagoge 40-jähriges Dienstjubiläum feiern. Und bei allen Auf- und Abs seiner Berufsbiografie in der Jugendhilfe der Graf Recke Stiftung war es keineswegs ein Zufall, dass der heute 63-Jährige es so lange bei seinem Arbeitgeber ausgehalten hat.



Hier

Wechseln liegt heute im Trend«, hat Roland Stroemer in der eigenen Familie, bei seinen Kindern festgestellt. Er selbst hat 1975 seine Ausbildung in der Graf Recke Stiftung gemacht und seinen Arbeitgeber dann nie mehr verlassen. Nicht, dass er sich das nicht habe vorstellen können. Nicht, dass er es sich bequem gemacht hätte. Nicht, dass er unkritisch gewesen sei. Doch mit der Zeit erschien es ihm immer klarer: »Wer ein grundsätzliches Wohlbefinden bei einem Arbeitgeber verspürt, der sollte bleiben, auch über Krisen hinweg, die ganz natürlich kommen.« Nicht unkritisch, nicht passiv oder resigniert, sondern im Gegenteil, aktiv und engagiert.

Das, wofür der gebürtige Nettetaler sich besonders engagiert hat, war die Erlebnispä-

dagogik in der Graf Recke Stiftung. Breitensport wie Fußball, Handball, Leichtathletik, das gab es in der Jugendhilfe der damaligen Düsselthaler Anstalten selbstverständlich schon längst. Doch Anfang der 1990er Jahre fasste die Freizeit- und Erlebnispädagogik in vielen Jugendhilfeeinrichtungen immer mehr Fuß. In den Anfängen seien das Wanderungen, Naturerkundungen gewesen – »was wir vorher auch schon gemacht haben. Doch wir wollten diese besonderen Ausflüge in die Natur in den Alltag übernehmen, in die Gruppen bringen.«

Wie die Stiftung Roland Stroemer beim Aufbau der Erlebnispädagogik unterstützt hat, das hat dessen Verbundenheit mit seinem Arbeitgeber gestärkt. Aus privaten Gründen hat Stroemer nie ein Studium aufgenommen, aber er hat sich während

seiner beruflichen Entwicklung immer weiter aus- und fortgebildet. Bis in die 1990er Jahre schob der Heilpädagoge, der schon seine Ausbildung berufsbegleitend machte, etliche Ausbildungsgänge nach. Weil sein Arbeitgeber ihm Entwicklungsmöglichkeiten bot und schließlich auch sein Engagement für die Erlebnis- und Freizeitpädagogik unterstützte, blieb Roland Stroemer, »hier«. Als er dieses Wort ausgesprochen hat, macht er eine Pause und sagt: »Sie merken schon am Wort – hier – was das bedeutet. Die Graf Recke Stiftung ist für mich ein Stück Heimat.«

Roland Stroemer hat aber keineswegs nur Gutes erlebt in seinen vier Jahrzehnten in der Graf Recke Stiftung. »Der Geist der diakonischen Einrichtung damals in den 70ern war ganz anders als heute, da gab es

geblieben



Roland Stroemer hat alles im Griff – auch beim Kistenklettern beim Sommerfest in Wittlaer.

keine Gespräche vom Mitarbeiter zum Direktor, das war anonym, man folgte Anweisungen«, berichtet er. »Die Grenzen waren sehr eng!« Da eckte man auch schnell mal an. Nach langen Jahren in einer Familiengruppe in Wittlaer wurde Roland Stroemer ins damalige Heim Alt-Düsselthal versetzt, durchaus nicht zu seiner Begeisterung – »raus aus der behüteten Familiengruppe in einen äußerst schwierigen Bereich mit Jugendlichen mit massiven Problemen mit Alkohol, Drogen und Gewalt.« Doch aus diesen Erfahrungen bin ich stärker hervorgegangen, das hat mir später in der Erlebnispädagogik sehr geholfen beim Umgang mit dieser Art von Jugendlichen.«

Es waren auch die vielen Veränderungen, die Roland Stroemer zum »hier« bleiben veranlassten. Manche davon fand er zwar zum Weglaufen. Aber die meisten halfen ihm weiter, waren von ihm gewollt oder sogar eingefordert.

Frische Luft in den Anstalten

Schon die 1980er Jahre brachten spürbar frische Luft in die damaligen Düsselthaler Anstalten. Mit der Reform des Kinder- und Jugendhilfegesetzes in den 1990er Jahren wurden die alten Heimstrukturen weiter aufgebrochen. Doch es gab in Wittlaer auch noch ein anderes wegweisendes Ereignis: den Neubau der Turnhalle. Ende der 1970er wurde die alte Halle, die längst nicht mehr den Anforderungen gerecht wurde, abgerissen und eine für damalige Zeiten moderne und großzügige Halle gebaut. »Das hat eine ganz große Veränderung mitgebracht, weil wir hier neben dem Breitensport nun auch Erlebnissport anbieten konnten wie Kletterveranstaltungen; wir haben Geräte umfunktioniert zu Erlebniseinheiten, konnten auf ganz andere Weise Körperwahrnehmung trainieren.«

Ein anderes großes Projekt der Erlebnispädagogik war der Hochseilgarten – ein bisschen sowas wie ein Denkmal der Erlebnispädagogik des Roland Stroemer. Auch hier galt für den loyalen und überzeugten Mitarbeiter: »hinschauen, welche Dinge für mich wie auch den Arbeitgeber wichtig sind – und mich dafür einsetzen!«

Heute wird sowas gern als Win-win-Situation bezeichnet. Roland Stroemer nennt es Heimat. //

Info

- ➔ Eigentlich wollte Roland Stroemer nach Beginn seiner Altersteilzeit sein Studium nachholen – aber inzwischen ist schon wieder etwas völlig anders: Mit seiner Frau wird er sich für ein Hilfsprojekt eines Bekannten für Kinder in Kambodscha engagieren. »Wir gehen Ende des Jahres für drei Monate als Volontäre dahin.« Diesen Einschnitt in sein Leben nennt er »drastisch« – und er freut sich darauf. »Und das heißt auch nicht, dass ich nicht irgendwann doch noch studieren werde...«

Frederiks Fortschritte

Von Roelf Bleeker



Frederiks Start ins Leben war nicht gut. Er wurde ohne Sternum geboren, ohne Brustbein. Knapp drei Wochen war Frederik alt, da wurde ein Blutgerinnsel in seinem Kopf festgestellt. Während des anschließenden künstlichen Komas erlitt Frederik einen Hirnschlag, der seine motorischen Fähigkeiten bis heute einschränkt. Heute ist Frederik sechs Jahre alt und er besucht die Kita Sonnenblume der Graf Recke Stiftung in Mülheim. Mit besonderer Unterstützung.



Wenn Scherin Altenbeck von ihrem Sohn Frederik spricht, nennt sie viele Fachbegriffe. Mit ihrem Sechsjährigen ist sie regelmäßiger Gast in der Kinderklinik in Essen. Sie weiß Bescheid über die Krankheitsgeschichte ihres Sohnes. Das Brustbein, das ihm von Geburt an fehlt, das Blutgerinnsel – Scherin Altenbeck weiß, was passiert ist damals, als Frederik erst ein paar Tage auf der Welt war. Und sie weiß auch: »Das Schlimmste war der Hirnschlag. Ein Erwachsener wäre damit jetzt schwerstgeistig- und körperbehindert.«

Frederik unterscheidet sich auf den ersten Blick überhaupt nicht von den anderen Kindern in der Kita Sonnenblume in Mülheim an der Ruhr. Er ist eines von zwei Integrationskindern in seiner Gruppe. Frederik hat einiges hinter sich. Das fehlende Brustbein führt zu einer Trichterbrust »Gut ist, dass ihm kein Trichternetz eingesetzt werden musste«, erklärt Scherin Altenbeck. »Das hätte im weiteren Wachstum immer wieder erneuert werden müssen.« Diese Erneuerung wäre immer wieder mit einer schwierigen OP in Herznähe einher gegangen.

Frederiks Mutter weiß durchaus zu schätzen, was Frederik – trotz allem – auch erspart geblieben ist. »Er darf eigentlich alles machen, was ein gesundes Kind auch machen darf.«

Erst mal sei gar nicht klar gewesen, wie sich Frederiks Verzögerungen entwickeln würden. Als er in die Kita Sonnenblume kam, war er ein Jahr und neun Monate alt. Frederik kam als Regelkind in die Einrichtung. »Damals hat niemand gesagt, dass er ein integratives Kind ist«, sagt seine Mutter.

Doch determiniert insbesondere der Hirnschlag im Alter von 19 Tagen bis heute einiges in Frederiks Verhalten. Das wurde mit der Zeit immer deutlicher. Nasser Sand ist ihm ein Gräuel. Auch andere haptische Erlebnisse überfordern ihn: »Er mag überhaupt nicht auf nackten Füßen laufen«, berichtet Monika Brencher, Leiterin der Kita Sonnenblume. Frederik trage immer Socken, auch im Hochsommer. Aber, so erinnert sich seine Mutter, im Sommer, bei ihren Schwiegereltern, da sei er mal »barfuß über den tollen Rasen gelaufen. Das haben da alle gemacht, und er fand es plötzlich toll.«

Ansonsten sei er schwer für neue Dinge zu begeistern, man müsse ihn immer langsam heranführen, Dinge konsequent wiederholen. »Er gibt schnell auf, sagt, das kann ich nicht. Und er erfährt jetzt, dass andere Kinder Dinge besser können«, sagt Scherin Altenbeck. Dabei halte er beim Malen den Stift jetzt immer besser.

Aber Kinder können grausam sein. Dann sagt er manchmal: »Ich bin ein dummer Junge.« Oder: »Ich bin negativ, nicht positiv.«

Frederik hat immer ein volles Programm: Psycho- und Physiotherapie, Ergotherapie. »Welches Ausmaß seine Entwicklungsverzögerung haben würde, wussten wir nicht«, sagt Scherin Altenbeck. »Das wurde erst mit der Zeit klar. Seine Eigenarten im psychischen Bereich haben sich stärker entwickelt.«

Frederik macht Fortschritte, seine Übungen selbstständig, die Physiotherapie werde erst mal eingestellt, berichtet Frederiks Mutter. Wäre es nicht einfacher für Frederik in einer speziellen oder integrativen Kita? Nein, meinen seine Mutter wie auch Kita-Leiterin Monika Brencher. Frederik sei hier eigentlich nie anders behandelt worden. Er habe Anfangsschwierigkeiten überwunden. Er habe Freunde gefunden, nachdem er sich zunächst schwer getan hatte mit anderen Kindern. »Aber jetzt hat er Freunde hier«, sagt Monika Brencher. Und seine Kontaktscheue habe er fast ganz abgelegt, sagt Scherin Altenbeck.

Ermöglicht wird Frederiks Integrationsstatus durch eine Erzieherin, die ihn eng begleitet. Sie geht auch mit zu Therapeuten, um zu wissen, was in der Kita für Frederik noch getan werden kann. Um den Zeitaufwand für Kinder wie Frederik aufbringen zu können, wird in Kitas wie der Sonnenblume in Mülheim die Platzzahl bei gleicher Finanzierung von 20 auf 19 reduziert. Mit der Förderung der so genannten »Finkpauschale« sollen darüber hinaus zusätzliche Fachkraftstunden über das bestehende System der pädagogischen Betreuung hinaus finanziert werden.

Scherin Altenbeck steht nun vor der Frage: »Was mache ich mit Frederik und der Schule?« Er war schon bei der Vorschuluntersuchung. Seiner Mutter wurde empfohlen, Frederik in einer Realschule anzumelden. Es stehen noch weitere Gutachten an. Möglicherweise muss Frederik seinen weiteren Weg ohne zusätzlichen Integrationshelfer meistern. »Er soll Selbstständigkeit lernen«, sagt Scherin Altenbeck. Und deshalb trainiert sie schon jetzt mit ihrem Sohn: So soll Frederik zum Beispiel seine Schuhe selbst binden. Da tut sich Frederik schwer. Aber er könne das, sagt seine Mutter. Sie müsse ihn nur »auflaufen lassen«, warten, bis er es selbst macht, statt eben schnell zu helfen.

Dann heißt es eben morgens eine halbe Stunde früher aufstehen. //



Was mir wirklich wichtig ist ...



Jörg Krücken, Teamleiter der Gruppe Diko in Hilden

Ich möchte
mir auch
weiterhin
Zeit für die
Jugendlichen
nehmen!

Für Phillipp bin ich Bezugsbetreuer, seit er in der Gruppe ist. Phillipp ist seit fast neun Jahren in der Graf Recke Stiftung, erst in einer Intensivwohngruppe, dann benötigte er diese intensive Betreuung nicht mehr. Phillipp hat sich dann ganz bewusst dafür entschieden, hier in der Diko groß zu werden. Er sagt: Dies ist mein Lebensmittelpunkt.

Jetzt hat Phillipp sogar eine Ausbildungsstelle gefunden. Er war schon immer relativ fit in der Schule. Er kommt aus einer zerrütteten Familie und hat emotionale Vernachlässigung erlebt. Dadurch fehlt ihm einiges an Selbstwertgefühl, aber er wollte ganz oft selber etwas schaffen, hat Barrieren überwunden, sich irgendwo vorzustellen.

Für die Ausbildungsstelle gab es viel, viel Hilfe der Schule und einer Lehrerin. Bei dem Elektrobetrieb hat er schon ein Praktikum gemacht, das war gut, denn er hat eine große Scheu, was ganz Neues zu machen, das hätte er gar nicht schaffen können. Aber dieser Elektroinstallateur ist ein alteingesessener Hildener und er kennt die Graf Recke Stiftung und auch schon das Dorotheenheim hier von früher. Und er hat immer ein Faible dafür gehabt, auch »schwierigen Fällen« eine Chance zu geben.

Jetzt ist Phillipp im ersten Ausbildungsjahr. Bald soll er sein eigenes Apartment beziehen. Dann werde ich vermutlich keine neue Bezugsbetreuung eingehen. Denn seit Sommer 2015 bin ich Teamleiter. In dieser Funktion darf ich mich mit einer halben Stelle für administrative Arbeiten aus der Gruppenarbeit »herausnehmen«. Aber auch als Teamleitung will ich nicht die »Naharbeit«, die pädagogische Beziehungsarbeit, aufgeben. Ich möchte mir auch weiterhin Zeit für die Jugendlichen nehmen, sonst können wir keine Beziehung aufbauen. Kontinuität zeichnet unsere Gruppe aus, sowohl für die Kinder als auch die Mitarbeitenden. Das ist wichtig – für die Kinder und Jugendlichen, aber auch für mich! //



Der Spagat

Ein Hilfenetzwerk ermöglicht es Olli, in einer »intensiven WG« zu wohnen. Unterstützt wird er dabei von Gudrun Krekeler, Maria Luers und Harald Marquardt (von links).

Gudrun Krekeler freut sich jedes Mal, wenn sie in die Wohngemeinschaft der Lebenshilfe in Düsseldorf-Lichtenbroich fährt, einer »intensiven WG« der Lebenshilfe. Die Leiterin des ambulanten Pflegedienstes recke:mobil findet die Stimmung hier »unbeschwert, das macht Spaß mit den jungen Leuten«. Die Wohngemeinschaft in Düsseldorf-Lichtenbroich, ganz in der Nähe des Flughafens, ist die erste so genannte »intensive WG der Lebenshilfe Düsseldorf. Seit September 2013 probt der Träger hier den Spagat zwischen der Anforderung »ambulant vor stationär« und einem relativ hohen Betreuungsbedarf für die Bewohner. Deutlich erkennbar sei, so Harald Marquardt, Bereichsleiter Wohnen der Lebenshilfe Düsseldorf, dass die Bewohner sich in diesem überschaubaren Setting wohl fühlten und weiterentwickeln.

Seit zweieinhalb Jahren lebt Olli in der ehemaligen Altagestätte am Ende einer Stichstraße. Der 47-Jährige wird mit einer 24-Stunden-Betreuung begleitet. Hinzu kommt die Körperpflege – die wird von recke:mobil geleistet. Das Klientel des ambulanten Pflegedienstes sind sonst ausschließlich ältere Menschen mit Pflegebedarf in ihrer eigenen Wohnung oder Service-Wohnungen, berichtet Gudrun Krekeler. Die drei Bewohner der WG der Lebenshilfe sind eine Ausnahme im Klientel von recke:mobil.

Die Idee des Normalitätsprinzips und der Selbstbestimmung behinderter Menschen in einer eigenen Wohnung oder einer

Üblicherweise betreuen die Pflegekräfte des ambulanten Pflegedienstes recke:mobil ältere Menschen in häuslicher Umgebung. In Lichtenbroich hilft recke:mobil jedoch dabei, jüngeren Menschen mit hohem Unterstützungsbedarf das Leben in einer eigenen Wohnung zu ermöglichen.

Von Roelf Bleeker

Wohngemeinschaft mit eigenem Mietvertrag geht davon aus, dass der Bewohner auch selbst bestimmt, wann er aufsteht, frühstückt, sich wäscht – oder eben auch einfach liegenbleibt. Das ist mit der Taktung eines Pflegedienstes nicht immer leicht zu vereinbaren. Doch die Bewohner der Lichtenbroicher WG haben neben rein geistigen Behinderungen noch zusätzliche Erkrankungen, wie Sinnesbehinderungen oder zusätzlich aggressive oder autistische Einschränkungen und entsprechenden Unterstützungsbedarf. »Da müssen wir die richtigen Schnittstellen finden, schauen, wo man sich trifft«, sagt Gudrun Krekeler. Der Kunde ist auch hier König: »Der Klient sucht sich seinen Pflegedienst selbst aus«, betont Maria Luers, Pädagogische Leitung des ambulant betreuten Wohnens. Alle drei WG-Bewohner haben sich für recke:mobil entschieden.

Die Wohngemeinschaft mit ihrem Mitarbeiterbüro und einer Nachtbereitschaft hat starke Züge einer stationären Einrichtung, nur viel kleiner. Die Lebenshilfe begleitet die Bewohner ambulant in Form von Fachleistungs- und Assistenzstunden, finanziert vom Landschaftsverband Rheinland (LVR) und der Stadt Düsseldorf. Umfang und Art werden im individuellen Hilfeplan festgelegt und regelmäßig überprüft. Dabei muss Olli tatsächlich 24 Stunden begleitet werden, denn in die Werkstätten für angepasste Arbeit (WfaA) geht er zurzeit nicht. So hilft sein Betreuer die für Olli wichtige Tagesstruktur, den »normalen« Alltag eines 47-Jährigen zu gestalten.

Aber was ist schon normal? Wichtig ist der Anspruch, auch Menschen wie Olli ein möglichst selbstbestimmtes und individuelles Leben zu ermöglichen. recke:mobil trägt als ambulanter Pflegedienst seinen Teil dazu bei. So greift eine Kompetenz in die andere, damit »ambulant vor stationär« nicht nur ein Schlagwort bleibt. //



Silke Kaufhold,
Einrichtungsleitung
Haus Berlin

Einmal Seniorenheim und zurück

Vollstationär im Pflegeheim – »das muss keine endgültige Entscheidung sein«, sagt Silke Kaufhold, Einrichtungsleiterin des Seniorenheims Haus Berlin in Neumünster. »Die Kombination aus vollstationärer, ambulanter und guter therapeutischer Betreuung kann immer zu einer Rückkehr in die häusliche Umgebung führen«, sagt sie. Traute Voigt kann das bestätigen.



Traute Voigt

Traute Voigt ist bei sich zu Hause gestürzt. Im Friedrich-Ebert-Krankenhaus in Neumünster stellten die Ärzte eine Lähmung des Unterkörpers fest. Ursache war ein Bandscheibenvorfall im Brustwirbelbereich. Nach einer Operation am Spinalkanal blieb Voigt mehrere Wochen im Krankenhaus. In der Abteilung der Geriatrie wurde mit der Physiotherapie begonnen. Im Gespräch mit Einrichtungsleiterin Silke Kaufhold berichtet Traute Voigt von ihrem Frust und wie die Erkenntnis über ihre Situation sie gebremst hat. »Ich hatte selbst kein Zutrauen mehr in meinen Körper«, sagt sie.

»Im Juli 2014 kam Frau Voigt in die Kurzzeitpflege zu uns ins Haus«, berichtet Silke Kaufhold. Schnell habe sie durch ihre freundliche und direkte Art Kontakte zu anderen Bewohnerinnen hergestellt. Nach der Kurzzeitpflege entschied sie sich, im vollstationären Bereich zu bleiben, bis sich ihr Gesundheitszustand gebessert hat und ihr Zuhause für die neue Situation hergerichtet war. »In den Therapiestunden hat sie unermüdlich versucht, mitzuarbeiten«, erzählt Silke Kaufhold. »Durch ihre Angst, wieder zu stürzen, und die Gewissheit, dass ihre Beine sie nicht ausreichend stützen können, dauerte es lange, bis sie das erste Mal stehen und später am Rollator gehen konnte.« Traute Voigt selbst sagt: »Die Geduld der Therapeuten und die positive Bestätigung auch bei nur ganz kleinen Fortschritten hat mich nicht mehr so verzweifeln lassen. Ich habe wieder an mich und meinen Körper geglaubt und konnte

mich mit der Situation abfinden.« Für Traute Voigt kein Leichtes, bezeichnet sie sich selbst doch als »ungeduldig«.

Ende Januar 2015 konnte die 74-jährige zurück nach Hause. Dort waren die Türen verbreitert, eine Rampe für den Rollstuhl im Hof installiert sowie ein Badewannenlüfter und Toilettenaufsatz angebracht worden. Ihr Partner, noch berufstätig, reduzierte seine Stundenzahl beim Arbeitgeber.

»Eigentlich war ihr größter Wunsch nach langer Zeit endlich erfüllt«, meint Silke Kaufhold: »Mit Hilfsmitteln und Geduld kann sie ihren Alltag bewältigen.« Das Einzige was ihr fehlte, seien die Geselligkeit und der Austausch mit den Bewohnerinnen im Haus Berlin gewesen. »Es war plötzlich so still!«, sagt Traute Voigt.

Durch die Verordnungen des Hausarztes für Physio- und Ergotherapie kommt sie aber zwei bis drei Mal die Woche mit einem Rollstuhltransport ins Haus Berlin. Und durch die mittlerweile freundschaftlichen Kontakte dauerten ihre Termine stets ein bisschen länger, als es nötig wäre, hat Silke Kaufhold festgestellt.

»Seit Anfang Januar befindet sich Frau Voigt wieder in unserer Kurzzeitpflege«, berichtet die Einrichtungsleiterin. Grund ist eine Operation bei ihrem Partner. »Erst wollte sie alleine zu Hause bleiben, dann hat sie sich doch für eine erneute Kurzzeitpflege entschieden.« Denn Traute Voigt findet: »Zu Hause zu sein und gleichzeitig zu wissen, dass das Haus Berlin als Unterstützung immer für mich da ist, beruhigt mich und nimmt mir meine Angst.« //

Die naive Frage



Heute stellen wir die naive Frage gleich zwei Kollegen. Denn so naiv die Frage, so komplex die Antwort – und so abhängig auch von den verschiedenen Zielgruppen, Zielen und Perspektiven.



Jürgen Büstrin ist Geschäftsführer des Seniorenheimes Haus Berlin gGmbH in Neumünster, einer Tochter der Graf Recke Stiftung. Sein stationäres Haus bietet Kurzzeit- und Verhinderungspflege und bringt sich aktiv mit Kooperationen und Einladungen zu Veranstaltungen im Haus in den Stadtteil Brachenfeld ein.



Christoph Schluckebier ist Einrichtungsleiter im Heilpädagogischen Verbund der Graf Recke Stiftung. Im Verbund werden inzwischen 33 Menschen mit Behinderungen in ihrer eigenen Wohnung betreut.

So lange wie möglich zu Hause bleiben – ist das das Ziel für jeden Pflegebedürftigen, Herr Büstrin?

» Ich wüsste nicht, warum. Wir wissen, viele ältere Menschen vereinsamen in ihren Wohnungen. Sie wären froh über die vielen Kontakte, die sie in stationären Pflegeeinrichtungen haben. Was ist besser daran, wenn das Essen auf Rädern vor meiner Tür abgestellt wird und der Fahrer so schnell wie möglich wieder unten aus der Tür ist, damit er sich nicht in ein Gespräch verwickeln lässt, für das er möglicherweise gar keine Zeit hat? Dann esse ich mein eingeschweißtes Essen allein zu Hause – ist das besser, als gemeinsame Mahlzeiten in einem gemütlichen Speisesaal?

Natürlich ist es in vielen Fällen für pflegebedürftige Senioren schön und richtig, wenn sie lange zu Hause leben können. Aber es ist falsch, das eine vor das andere zu setzen. Unsere Devise ist schon lange: »ambulant und stationär« statt »ambulant vor stationär«. Als stationäre Einrichtung tragen wir ja sogar dazu bei, ambulante Angebote zu erhalten, indem wir Plätze in der Kurzzeit- und Verhinderungspflege anbieten, aus denen die Senioren wieder in die Häuslichkeit zurückkehren, wenn sie können und möchten. Unsere Erfahrung ist aber, dass manche das nach dem Aufenthalt in der Kurzzeitpflege gar nicht möchten!

Es werden keine stationären Einrichtungen für Menschen mit Behinderung mehr gebaut, Herr Schluckebier. Wo sollen dann die leben, die im Betreuten Wohnen nicht zurechtkommen?

» Ambulant und stationär, wir brauchen beide Systeme. Die stationären Einrichtungen werden ja nicht abgeschafft, nur nicht weiter ausgebaut. Die Ambulantisierung stellt eine große Herausforderung dar. Wir stellen uns mit Neugier und Ideen dieser Aufgabe, da hier individuelle Betreuungssysteme geschaffen werden, ganz im Sinne der Selbstbestimmung.

Wir müssen aber ganz genau schauen, wie wir diese ausgestalten. Nicht immer sind ambulant betreute Wohngemeinschaften die Antwort auf alles. Bewohner, die nicht in einer WG leben möchten, die großen Unterstützungsbedarf haben, die in einer eigenen Wohnung mit einer Rund-um-die-Uhr-Betreuung leben möchten, ihre Wünsche sind spannende und immer wieder individuell zu lösende Aufgaben.

*Haben Sie auch eine naive Frage?
Und wem wollen Sie sie stellen?
Schreiben Sie uns an
info@graf-recke-stiftung.de
Vielleicht finden wir ja eine
Antwort...*

Vor 15 Jahren...



„Cooler Rektor“

Schulen • *„Auch Lehrer können richtig cool drauf sein: Der neue Rektor – Günter Klempau-Froning – der Schule für Erziehungshilfe fährt in Lederkluft mit dem Motorroller zur Schule...“, so berichtete die Westdeutsche Zeitung über die Stabübergabe an Günter Klempau-Froning als neuem Rektor der Schule II der Graf-Recke-Stiftung.*
Klempau-Froning sagte anlässlich seiner Einführung: *„Mir ist als Schulleiter besonders wichtig, die offene und begleitende Haltung der Lehrerinnen und Lehrer zu unseren Schülern zu unterstützen. Wir sind als Lehrer nicht die Besserwisser und Eintrichter, sondern so etwas wie Begleiter oder Trainer.“*



25-jähriges Jubiläum

Schulen • *Vor 25 Jahren, am 28. Februar 1976, wurden die Gebäude der Schule II (s.o.) fertiggestellt.*

Heute ist die Graf-Recke-Stiftung Trägerin zweier Sonderschulen für Erziehungshilfe beziehungsweise Erziehungshilfe und geistig Behinderte. Die Schulen der Graf-Recke-Stiftung nehmen verhaltensauffällige Jungen und Mädchen im Alter von 6 bis 17 Jahren auf, die im Rahmen der normalen Regelschulen nicht mehr hinreichend gefördert werden können. Sie werden in Klassen der Primarstufe oder der Sekundarstufe I unterrichtet. Teilweise befinden sich darunter Jungen und Mädchen mit erheblichen Entwicklungs- und Lernstörungen.

Den Lehrern ist es sehr wichtig, den Kindern und Jugendlichen, die oft schmerzhaft ihr Versagen erlebt haben, wieder Mut und Selbstvertrauen zu geben. Daher orientieren sich die Lehrer nicht an den Defiziten der Schüler, sondern helfen ihnen, ihre Stärken zu entdecken. Dies geschieht in enger Zusammenarbeit mit den Kollegen aus den Wohngruppen der Jugendhilfe, in denen viele der Schüler leben.

In der recke:in 8/2001 – damals wurden die Hefte einfach jahresübergreifend fortlaufend gezählt – erschien ein Foto mit der Bildunterschrift »Cooler Rektor«. Darunter heißt es: »Auch Lehrer können richtig cool drauf sein.« Der neue Schulleiter komme in Lederkluft auf seinem Motorroller zum Dienst, wird weiter berichtet. Dem Neuen war aber etwas anderes wichtig, so sagte er bei seiner Einführung, nämlich »die offene und begleitende Haltung der Lehrerinnen und Lehrer zu unseren Schülern zu unterstützen. Wir sind als Lehrer nicht die Besserwisser und Eintrichter, sondern so etwas wie Begleiter oder Trainer.«

Dieser coole Rektor ist Günter Klempau-Froning, der im Mai in den Ruhestand geht (siehe auch Seite 5 in diesem Heft).

In der gleichen Ausgabe steht in einem anderen Artikel: »Vor 25 Jahren, am 28. Februar 1976, wurden die Gebäude der Schule II fertiggestellt. Heute ist die Graf Recke Stiftung Trägerin zweier Sonderschulen für Erziehungshilfe und geistig Behinderte. Die Schulen der Graf Recke Stiftung nehmen verhaltensauffällige Jungen und Mädchen im Alter von 6 bis 17 Jahren auf, die im Rahmen der normalen Regelschulen nicht mehr hinreichend gefördert werden können. (...) Den Lehrern ist es sehr wichtig, den Kindern und Jugendlichen, die oft schmerzhaft ihr Versagen erlebt haben, wieder Mut und Selbstvertrauen zu geben. Daher orientieren sich die Lehrer nicht an den Defiziten der Schüler, sondern helfen ihnen, ihre Stärken zu entdecken.«

Ein Text, der heute noch so gilt, unbeschadet aller zwischenzeitlichen Entwicklungen und Veränderungen.

🔗 www.graf-recke-stiftung.de/schulen